Paraguayisches, allzu Paraguayisches

Der Paraguayer, so sagt man, pflanzt im Jahr 365 Mandioca-Stökke, jene Wurzelfrucht, die man nur aus dem Boden zu ziehen braucht, um etwas zu essen zu haben. Für jeden Tag also einen. Im Schaltjahr muss der Paraguayer dann einen Tag lang hungern.

*

In Villarica, der zweitgrössten Stadt Paraguays, weiden die Kühe auf den Strassen. Auch die des Bürgermeisters. Die Aufgabe der Polizei besteht demnach darin, die Kühe des Bürgermeisters genau zu kennen, um sie von jenen der andern Bürger zu unterscheiden. Diese Tiere werden dann von der Strasse vertrieben.

*

Grundsteuern sind in Paraguay gering. Denn sonst müsste der Grossgrundbesitz zu viel bezahlen. Wenn aber ein Kolonist, der nicht nur im tatsächlichen, sondern auch rechtlichen Besitz seines Landes ist (eine Seltenheit), seiner Steuerpflicht Genüge tun will, muss er nach Asunción reisen, wo sich das einzige Steueramt befindet. Und dann kann es ihm passieren, dass er seine Steuern nicht bezahlen kann, weil er in den Akten nicht existiert. Jahrelang kann das so bleiben. Paraguay ist ein schönes Land — nur schade, dass es auch regiert wird!

*

Ein um die Landwirtschaft besorgter Mann wollte die paraguayische Kaffee-"Rasse" verbessern. Er bestellte sich in Brasilien erstklassiges Saatgut. Es wurde per Lastwagen ins Landesinnere geschafft. Da es aber regnete, und so weiter, waren die Strassen wie so oft, nicht befahrbar. Die beiden Chauffeure blieben unterwegs in irgendeinem Nest hängen. Und da es ihnen zu langweilig wurde, begannen sie, den Saatkaffee zu rösten, um ihn dem Eigenkonsum zuzuführen. Weil nichts übrig blieb, kauften sie in der nächsten Stadt paraguayischen Kaffee und brachten ihn dem Bauern. Der freute sich jahrelang seiner echt brasilianischen Kaffeeplantage . . .

*

Zwei Männer kamen in die Hölle und erzählten sich ihre Erlebnisse im paraguayischen Chaco. Da kam ein Teufel und warf die beiden in einen Kessel mit siedendem Wasser. Sie schwatzten munter weiter. Der Teufel wunderte sich und fragte, ob es ihnen denn nicht heiss sei. Sie lachten und einer sagte: "Lieber Teufel, du weisst ja gar nicht, wie gemütlich die Hölle ist. Denn du warst noch nie in Puerto Pinasco."

*

In einer deutschen Siedlung stiftete eine jüdische Familie das Gelände für einen Friedhof unter der Bedingung, dass auch den Juden dort Platz gemacht werde. Der Wald wird geschlagen und der paraguayische Bürgermeister des Ortes, ein Zimmermann, schreinert einen Zaun. Er kommt mit einem vorbeireitenden Emigranten ins Gespräch und sagt ihm, er müsse nicht nur rundherum, sondern auch quer durch den Friedhof einen Zaun machen. "Warum?" fragt ihn der Reiter. "Wegen der Juden". Der Mann erklärt ihm, dass auch die Juden an den gleichen Gott glauben und also sehr wohl mit den Christen zusammen in demselben Stück Erde begraben liegen können. Nein, sagt der Paraguayer, er wisse es positiv und aus bester Quelle, dass die Juden an den Teufel glauben. Er lasse sich nichts weismachen.

Die "beste Quelle" war der reiche Nazibonze der Siedlung. Der Trennzaun wurde dann aber doch nicht gebaut.

*

In Asunción gibt es auch Druckereien. In einer dieser Werkstätten der Schwarzkunst ging eines Tages der Motor einer Schnellpresse kaputt. Ersatzteile gab es nicht, also band man einen Strick an die hin- und hergehende Druckwiege, führte ihn über eine Rolle, stellte einen Burschen in den Nebenraum, und jedesmal, wenn er zog, ho-ruck! war wieder eine Zeitung gedruckt.

*

In derselben Druckerei kamen eines Tages auf unerklärliche Weise Löcher in die Druckwalzen. Was tun? Man erinnerte sich an die Bauweise des Ranchos, schmierte Lehm in die Löcher und wickelte ein Tuch um die Walzen. Die Zeitungen sahen aus wie bedruckte Moskitonetze.

*

In Villarica verfügt die Zivilisation auch über eine Sodawasser-Fabrik. Man muss kräftig schütteln, bis etwas aus der Siphon-Flasche kommt und ausserdem schwimmen die munteren Infusorientiere sichtlich und vergnügt in diesem Bade. Brunnenwasser ist klarer. Kommentar meines sächsischen Wirts: "Dös ist Pareguay". Es geht auch so.

*

Auch eine Eisenbahn ist in Paraguay vorhanden. Die Wagen sind ganz hübsch, nicht so die Hitze und der Staub. Unsereiner muss diese entsetzlichen Dinge mit eiskaltem Mineralwasser bekämpfen (das gibt's nämlich), bis eine Batterie Flaschen unter dem Sitz steht. Doch der Speisewagenkellner hat viel zu tun. Ständig muss er durch die erste Klasse in die Holzbank-Abteile rennen, die gefüllte Heisswasser-"Pava" balancierend. Da sitzen sie dann, saugen Mate und singen ihre Lieder in Guaraní. Ein Volk, das nichts produziert. Aber auch nichts konsumiert.

*

Ein Ford- oder Mack-Chassis aus Nordamerika plus rohe Holzbretter aus dem Lande, mit Schmiedeeisen und dicken Schrauben zu einer Karosserie zusammengeschustert: das ist ein Omnibus in Paraguay. Ueber Land fährt so ein Vehikel nur eine Strecke: von Asunción nach Villarica. Oben auf dem Dach werden die Gepäckstücke, das heisst dürftige Bündel, untergebracht. Damit sie nicht herunterfallen, wird ein Bursche aufs Dach gesetzt, der die ganze Fahrt in der heissen Sonne da oben mitmacht. Das kommt offenbar billiger zu stehen, als die Anschaffung eines Stricks.

Dr. Peter Alemann

VERSCHIEDENES

DER WILLE DES HERRN

Die Dörfer an der unteren Wolga liegen oft viele Wers auseinander. Ein einziger Pope hat ihrer oft mehr als ein Dutzend zu betreuen. Da macht er nun im Sommer einbis zweimal seine Durchreise durch seinen Kirchsprengel und tauft die inzwischen geborenen Säuglinge nach russischer Sitte im Strom. Vorher geht es hoch her. Gänse werden geschlachtet, Borscht, die russische Nationalsuppe, wird eimerweise vertilgt, der Wodka fliesst in Strömen. War da ein Pope, dem passierte es unter der Nachwrkung der Feier zuweilen, dass ihm ein Täufling aus den Händen glitt und in der Wolga verschwand. Dazu pflegte er die frommen Worte zu sprechen: "Der Herr hates gegeben, der Herr hats genommen, der Name des Herrn sei gelobt! Man reiche mir ein anderes!"

*

DER FORTSCHRITT

Der glückliche Vater wartete vor der Tür.

Sie ward ihm aufgetan.

Die Schwester stand mit Drillingen im Arm.

Der glückliche Vater stotterte:

"Welch ein Fortschritt der Medizin! Jetzt darf man sich sein Kind sogar schon aussuchen!"

*

DIE FRISCHE MEDIZIN

Ein Landbewohner sieht zu, wie der Herr Provisor aus vielen halbleeren Flaschen zusammenmisch und protestiert lebhaft dagegen:

"Brauchst nöt' zu glauben, dass i' dir deine Restln zusammen sauf', i möcht scho' a' frische Medizin."

*

UNZUFRIEDEN

Die 3-jährige Lu steht neulich, als ich mit ihrem Vater eine Zigarre rauche, wohl zehn Minuten vor mir und sieht mich unverwandt an. Als ich sie an mich ziehe, klettert sie hastig auf mein Knie und sagt: "Onkel, ich will Dich was fragen. Vati sagt immer, ich wäre sein kleines Mädchen; bin ich wirklich ein Mädchen?" Als ich Vati's Diagnose bestätigte, erklärt die kleine Dame ganz unwirsch: "Das will ich aber nicht, der Storch soll mich umarbeiten, ich will auch ein Junge werden!"

*

KLAR UND VERSTAENDLICH

Mister Miller aus Chikago hatte sich einen unerfreulichen Hexenschuss zugezogen.

Mit diesem humpelte er zum Arzt, der ihm ein Dampfbad, mit der Weisung, am folgenden Tage wiederzukommen, verordnete.

Als der Patient sich tags darauf dem Arzt vorstellte, fragte dieser:

"Na, Mister Miller, wie ist Ihnen denn das Dampfbad bekommen?"

Worauf der Herr aus Chikago die Antwort gab:

"Aoh! Verry good! — Ich haben ge . . . gewueint mit der ganze Körper."

*

AUS EINEM ANATOMISCHEN KOLLEG

Prof. P. in Hamburg hielt seine Kollegs in schwungvoller Rede und versuchte, wenn möglich, den trokkenen Stoff interessanter zu machen. Dabei unterliefen ihm folgende Aussprüche:

"Es gibt Leute, die wegen eines verkannten Stirnhöhlenkatarrhs Selbstmord begangen haben."

"Bei den Frauen liegt der Kehlkopf höher als beim Menschen."

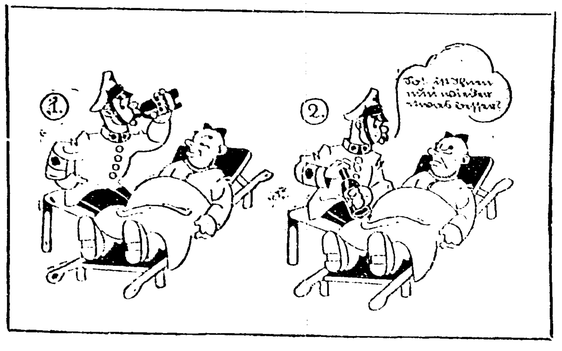
"Wir zerbrechen uns vielleicht noch heute darüber vergleichend anatomisch den Kopf."

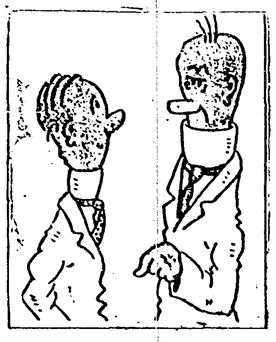
"Am Gehirn eines Buschmannes fällt uns die 'Grobwindigkeit' auf."

"Hier will ich den Fluss der Darstellung abbrechen und auf ein anderes Geleise schieben."

Wir können diesem Dozenten also mit vollem Recht zurufen: "Wir wollen hier doch nicht das Kind mit dem Bade ausschütten, sondern Nägel mit Köpfen machen!"

"Gestern traf ich deinen Mann. Er hat erzählt, er führe bei dir ein wahres Hundeleben". — "Stimmt, stimmt. er kommt mit nassen Füssen nach Hause, macht's sich gleich auf dem Sofa bequem, knurrt und lauert auf sein Essen!"





— Ich habe mir einen neuen Anzug gekauft, zu dem zwei Paar Hosen gehören.
— Das ist praktisch.
— Gewiss, aber es ist wahnsinnig warm.

HÜBEN UND DRÜBEN

Samstag, 24. November — "BEILAGE ZUM ARGENTINISCHEN WOCHENBLATT" — Nr. 1535 XL. Jahrg.

Traurigkeit, die jeder kennt

Von Erich Kästner

Man weiss von vornherein, wie es verläuft.
Vor morgen früh wird man bestimmt nicht munter.
Und wenn man sich auch noch so sehr besäuft —
die Bitterkeit, die spült man nicht hinunter.

Die Trauer kommt und geht ganz ohne Grund.
Und man ist angefüllt mit nichts als Leere.
Man ist nicht krank. Und ist auch nicht gesund.
Es ist, als ob die Seele unwohl wäre.

Man will allein sein. Und auch wieder nicht.
Man hebt die Hand und möchte sich verprügeln.
Vorm Spiegel denkt man: "Das ist ein Gesicht?"
Ach, solche Falten kann kein Schneider bügeln!

Vielleicht hat man sich das Gemüt verrenkt?
Die Sterne ähneln plötzlich Sommersprossen.
Man ist nicht krank. Man fühlt sich nur gekränkt.
Und hält, was es auch sei, für ausgeschlossen.

Man möchte fort und findet kein Versteck.
Es wäre denn, man liesse sich begraben.
Wohin man blickt, entsteht ein dunkler Fleck.
Man möchte tot sein. Oder Urlaub haben.

Man weiss, die Trauer ist sehr bald behoben.
Sie schwand noch jedes Mal, so oft sie kam.
Mal ist man unten, und mal ist man oben.
Die Seelen werden immer wieder zahm.

Der Eine nickt und sagt: "So ist das Leben."
Der Andre schüttelt seinen Kopf und weint.
Die Welt ist rund, und wir sind schlank daneben.
Ist das ein Trost? So war es nicht gemeint . . .

IBSEN UND UNSERE ZEIT

VON Dr. WERNER BOCK

In der Vorrede zum ersten Band der französischen Ibsen-Uebersetzung des Grafen Pozor, der die "Gespenster" und das "Puppenheim" enthielt, sagt Eduard Rod: "Der heute unbekannte Name Ibsen wird eines Tages populär sein, und dies mit demselben Recht wie Dostojewsky, Dikkens und Turgenjew." Das war im Jahre 1889, und am 29. Mai 1890 konnte es Antoine wagen, auf seinem "Théatre libre" die "Gespenster" aufzuführen, deren Erscheinen im Jahre 1881 in der norwegischen Heimat des Dichters soviel Staub aufgewirbelt hatte. Wenn heute nach mehr als einem halben Jahrhundert und dem gewaltigsten Ringen der Weltgeschichte die Wucht der Ibsenschen Dramatik uns immer noch mitzureissen vermag, so ist der Beweis erbracht, dass Ibsens Grundeinstellung zu den ewigen Fragen der Menschheit nicht gealtert ist und für unsere Zeit nichts an Bedeutung verloren hat.

Es ist freilich richtig, dass in einer vom Tempo besessenen Gegenwart bisweilen ein einziger Tag das Weltbild mächtiger umgestaltet als ehemals ein ganzes Jahr. Wir Heutigen können deshalb Anschauungen und Empfindungen, die zwei Menschenalter zurückliegen, nicht in allen Teilen mehr als "aktuell" miterleben. Vor allem kann uns als Zeugen des furchterlichsten Menschensterbens aller Zeiten das Leben und Leiden der Ibsenschen Gestalten nicht annähernd so erschüttern wie einst unsere Eltern und Grosseltern in ereignislos dahinplätschernden Friedensjahren. Der erhebenste Held des Theaters von Sophokles bis Ibsen, der Tod, ist von einer Jugend, die schon dem Sport ihr Dasein hinzuwerfen gewohnt ist, erst recht in einer Epoche unerhörter Kriegstaten seines Nimbus' und seines Trones beraubt. Die moderne Psychoanalyse hat die verworrensten seelischen Erlebnisse, um die früher mystisches Dunkel wob, in das klare Licht unseres Bewusstseins getragen und damit den "Psychologismus" der Ibsen-Zeit längst überholt.

Wenn trotzdem unser gegenwärtiges Geschlecht so ganz und garnicht mehr Blut von Ibsens Blut und erfüllt von völlig neuen und zu Ibsens Lebzeiten durchaus unbekannten Komplexen, die unveränderte Bedeutung und Gültigkeit seines Werkes noch anerkannt, so ist der tiefste Grund letzten Endes darin zu suchen, dass Ibsen sich für alle Zeiten auf die Seite der Werdenden und Jungen gestellt hat. Der Kampf des Alters mit der Jugend ist ein Lieblingsmotiv des Dichters, das er immer wieder bis in seine letzten Schaffensjahre behandelt. Noch im "Baumeister Solness" (1892) ringt das Alter mit der Jugend, das Gestern mit dem Heute. In brutalem Egoismus will die absterbende Generation die heranwachsende unterdrücken, das Alter pocht auf seine verbrieften Rechte und vergisst, dass die Jugend mehr als dies, dass sie Recht hat! Längst vor den Vater-Sohn-Dramen der jüngsten Literatur hat sich Ibsen für die Jugend eingesetzt, die das Unmögliche erstrebt und vollbringt, während das Alter, mag es auch noch so gerne sich immer wieder jugendlich entzünden, in den von der Natur gesetzten Schranken verharren muss.

Das Vater-Sohn-Problem wird bleiben, solange es Menschen gibt. Es ist ebenso alt wie der Kampf der Geschlechter. Freilich hat sich im Verhältnis des Mannes zur Frau gerade in unserer Epoche eine grundstürzende Wandlung vollzogen, an der kaum ein anderer grösseren Anteil hat als eben Ibsen. Könnte er heute mit seinen durchdringenden Augen unsere Zeit betrachten, so wäre er sicherlich überrascht, dass sich hinsichtlich der Stellung der Frau binnen wenigen Jahrzehnten alles das bis in die äusserste Konsequenz erfüllt hat, was er selbst seinen aufhorchenden Zeitgenossen noch als eine Forderung der Zukunft entgegenschrie. Das Zeitalter des Frauenwahlrechts und der vollendeten Frauenemanzipation begreift heute nicht mehr, welcher Mut noch vor fünfzig Jahren dazu gehörte, für das weibliche Geschlecht in aller Oeffentlichkeit Freiheiten zu verlangen, die inzwischen längst Selbstverständlichkeiten geworden sind. Und doch hat Ibsen auch der heutigen Frau durchaus Gültiges zu sagen. Ob sie, der Enge des "Puppenheims" entronnen, nunmehr in tausend Berufen dem Mann ebenbürtig gegenübersteht und dem Gesicht unserer Tage entscheidende Züge aufdrückt, immer ist auch der Typ der Hedda Gabler noch vorhanden, die weibliche Halbnatur, erpicht auf ein Leben im Genuss und grossen Stil, zweideutig hierhin und dorthin schillernd, voll Berechnung und doch ohne bestimmtes Ziel, das Geschenk des Lebens in sinnlosem Spiel verprassend. Und gibt es heute etwa weniger "Gesellschaftsehen", "Kaufehen", wie sie Ibsen mit leidenschaftlicher Verachtung brandmarkte, in denen durch Geld oder die blinde Verliebtheit eines törichten Augenblicks zwei Menschen zu verlogener Gemeinschaft zusammengekettet sind? Erschütternder noch als zu Ibsens Zeit und zur Selbstbesinnung mahnend, muss auf die Frau von heute dann sein trotz allen Wissens um die Abgründe des Weibtums immer und immer wieder abgelegtes Bekenntnis zum "Ewigweiblichen" wirken, an dessen hinanziehender Kraft er gleich Goethe zu glauben nie aufhört. "Hier war mein Kaisertum", ruft Peer Gynt am Ende einer verfehlten Jagd nach dem Glück, als er zu spät die unwandelbare selbstlose Liebe seiner Solvejg erkennt. Wie oft klingt dieser Ruf durch Ibsens Dramen: ohne selbstlose Liebe kein persönliches Leben!

"Lebe dich selbst, nicht lebe dir selbst!" Der grosse Satz steht über Ibsens Erkenntnis vom Leben und hat der Gegenwart und der Zukunft wahrlich ebensoviel zu sagen wie der vorigen Generation.

"Leben heisst dunkler Gewalten
Spuk bekämpfen in sich,
Dichten Gerichtstag halten
Ueber sein eignes Ich."

Mehr noch als zu Ibsens Zeit herrscht vielerorts der nackte Egoismus, der äussere Erfolg gilt alles, das innere Menschentum nichts, der Fachmensch triumphiert über die Persönlichkeit, die Masse über den Einzelnen, parteifanatische Politik jeder Richtung über den Wert des aufrechten und lauteren Charakters. Auch uns Spätergeborenen reisst Ibsen die Maske herunter:

"Mein Banner soll doch fliegen,
Mein guter Stahl soll dieser gleissnerischen
Gesellschaftslüge durch die Rippen zischen,
Soll diesen euch so teuren Giftbaum fällen!"

Nur rein äusserlich hat sich der neuzeitliche Mensch aus der Gebundenheit früherer Jahrhunderte gelöst, aber das Ziel wahrer inneren Freiheit liegt für ein Geschlecht noch in weiter Ferne, das über dem blinden Glauben an den Götzen Erfolg, an ungeistige Gewalt, an unpersönli-

DER JUDAS VON ÖSTERREICH

VON STEPHAN E. LACKNER

(Fortsetzung und Schluss)

"An unsere Zukunft. Heirat mich, Mariandl."

Sie sagte mit kaum hörbarer Stimme: "Ich kann keinen heiraten. Glaub mir, Hans, ich will dir nicht wehtun; wenn's überhaupt jemand wäre, so wärst du's. Aber ich darf nicht." Sie sah wieder so unirdisch blass aus, dass Hans, aus Mitleid mit ihrer Seelenqual, nicht weiterdrängte. Er bat sie nur, am Abend, wenn er seinen Rucksack gepackt habe, noch einen Spaziergang mit ihm zu machen.

Sie gingen dann abends langsam nebeneinander auf den Hügel, auf dem sie als Kinder mit hellen Stimmen den Choral gesungen hatten. Erinnerungen überfielen sie mächtig. Sie blickten über ihr Dörfchen, in dem es einst gut zu leben gewesen war, über Oesterreich, von dem nicht einmal der Name übriggeblieben war — Ostmark musste man das Land jetzt nennen. Die Landschaft war lieblich wie immer. Warum mussten Menschen einander wehtun?

Hans sagte: "Ich wünsche dir von Herzen, dass dein Leopold bald seine Freiheit zurückbekommt und dass ihr glücklich miteinander werdet."

Mariandl blickte ihn verblüfft an: "Was redest du da? Du glaubst doch nicht etwa, dass ich Sebasta heiraten will?"

Hans nickte: "Natürlich willst du das, das hab ich inzwischen herausgefunden. Vor ein paar Jahren hab ich mir eingebildet, dass es nur eine kindliche Schwärmerei von dir sei. Aber jetzt seh ich, wie unglaublich treu du ihm geblieben bist, da muss jeder Zweifel aufhören."

Sie dachte tief nach. "Das stimmt nicht. Ich will ihn nicht, ich hab ihn nie gewollt, und er will mich nicht. Wenn ich ihn angeschaut habe, hab ich an unseren Herrn Jesus denken müssen, dem ich mich versprochen habe. Das war alles, wirklich."

"Ich glaub dir nicht", erwiderte Hans leise, "und du glaubst selbst auch nicht, wenn du so redest. Mein Freund Poldi steckt dir im Blut, da kann man nichts machen. Ich hoffe nur, dass die Nazis bald abgewirtschaftet haben werden, und dass er zu dir zurückkommen kann. Leb wohl, Kleine."

"Hans, du irrst dich!" Ihre Stimme klang flehend fast. Aber als sie den netten, einfachen Burschen jetzt anschaute mit ganz wach prüfenden Augen, fand sie, dass er zu entschlossen aussah. Er musste fort, sehr bald schon, und sie konnte sich unmöglich so hastig entscheiden, mit ihm ins Ungewisse hinauszufahren. Es hatte keinen Zweck mehr, ihn überzeugen zu wollen. Am besten war es, seinen Irrtum nicht zu zerstören. Damit musste es sein Bewenden haben.

Eine Flotte von rotgoldenen Segeln schwamm den Himmel hinab nach Westen; viele, viele Dreiecke, jedes mit einem gelbglänzenden Wimpel an der Spitze, glitten den Horizont hinunter. Dann schienen die Sehnsuchtsfahrzeuge in Blut zu versinken. Den beiden jungen Menschen war zumute, als ob ihre Herzen dort oben verbluteten. Sie sagten aber kein Wort darüber zueinander. Der Himmel wurde grau, und sie gingen zurück.

*

Fritz Huber wurde einer der reichsten Männer der Gegend. Die neue Regierung ernannte ihn zum Verwalter der Vermögen aller Staatsfeinde. Seine Aufgabe war es, den Besitz der Emigranten und der sonstwie verschwundenen Untermenschen in die richtigen, rassereinen Hände zu bringen. Er verfügte über Grundstücke, Villen, Fabriken, und ein Teil der Beute fiel natürlich für den Vermittler ab.

Aber er war nicht glücklich. Er hatte sich Macht verschafft, und die Deutschen schlossen die einheimischen Nazis von politischer Einflussnahme aus. Sie liessen durchblicken, dass sie ihm misstrauten, weil er seine Landsleute verraten hatte.

Die winkligen Gassen seines Heimatortes wurden ihm zu eng. Hass schien wie schwerer Dunst aus jedem Fenster auf ihn zu sinken und sich um seine Kehle zu legen. Er wusste, Hallstein gab ihm die Schuld an dem wirtschaftlichen und kulturellen Abstieg. Manchmal sehnte sogar Fritz Huber sich nach der freien, unbeschwerten Weltbürgeratmosphäre zurück, nach der farbenfrohen Internationalität, die einst zur Festspielzeit durch die schmucken Gassen geweht hatte.

Der Krieg, den Deutschland frisch-fröhlich gegen schlecht bewaffnete Nachbarn vom Zaun gebrochen hatte, wurde immer kostspieliger. Fritz Huber zog es vor, nicht mehr allein durch dunkle Gassen zu gehen.

Allmählich breitete sich Verzweiflung in den Gebirgsdörfern aus. Mehr österreichische Männer fielen, als dem Bevölkerungsanteil der sogenannten Ostmark entsprach. Viele Bauernburschen hielten sich monatelang in Almhütten und Bergschluchten versteckt, um nicht als Kanonenfutter den Feinden des Dritten Reiches hingeopfert zu werden.

Hallstein wurde als Heilstätte für Flieger eingerichtet, deren Körper oder Seelen zerbrochen waren. Ein allgemeines Verbot für Flugzeuge, sogar für Verkehrsflieger, Hallstein zu überfliegen, war notwendig; denn wenn die Burschen Propellergeräusch hörten, versagten ihre Nerven. Bald war das Dorf mit Krüppeln überfüllt; die Reichsbehörden wollten die Kriegsopfer nach Möglichkeit von den Grosstädten fernhalten, um die Zivilisten nicht zu entmutigen, und die jetzige Abgeschlossenheit Hallsteins erfüllte diesen Zweck. Wenn man über die Esplanade oder am Barockkirchlein vorüberging, glaubte man in einem Greuelkabinett zu sein. Verbrannte, zerfetzte, verstümmelte Gestalten, auf Krükken und in Rollstühlen, drängten sich auf allen Seiten ins Blickfeld

Mariandl, obgleich selbst nicht sehr gesund, half die Kranken, die in der "Traube" einquartiert waren, pflegen. All ihre Mühe und Hingebung war nur ein Tropfen auf den heissen Stein. Die Lage wurde immer trostloser. Es gab kaum mehr Kohlen, keine Butter, keine Wollsachen. Vom Winter 1943 an war Oesterreich auch vom Süden her für die Bombenflugzeuge der Alliierten erreichbar. Das Land erstarrte in Eis und Grauen.

Einmal in tiefer Nacht kam der alte Peter in Mariandls Kammer geschlichen. Er legte den Finger auf die Lippen und winkte ihr, ihm zu folgen. Sie wusste nicht, was sie von dem seltsamen Gebaren ihres Vaters halten sollte, aber sie zog rasch ihr Pflegerinnenkostüm an und ging mit ihm. Er führte sie durch Gewölbe und über Steintreppen hinab in den tiefsten, aus dem Felsgrund ausgehauenen Weinkeller. Die guten Flaschen, die der Wirt hier früher aufzubewahren pflegte, waren längst verschwunden. Die Luft war dick von Tabaksqualm. Ein paar Männer mit entschlossenen Gesichtern sassen um einen Radioapparat und lauschten gespannt. Mariandl nickte ihnen zu, sie kannte sie flüchtig, und setzte sich auf den Boden.

Aus dem Lautsprecher drang eine Männerstimme. Der Redner hatte einen typisch österreichischen Tonfall. Er sprach sachlich, überzeugt und überzeugend, ein paar Scherze einflechtend: er schien ein geübter Sprecher zu sein. Er teilte seinen Hörern, über deren Lebensgefahr er sich klar war, mit, dass die alliierten Weltmächte beschlossen hatten, Oesterreich seine Unabhängigkeit wiederzugeben. "Das vergessene Ländchen, das einst einen Namen besessen hat, wird wieder ein ebenbürtiges Mitglied der Völkerfamilie werden." Er forderte die Oesterreicher auf, an ihrer Befreiung mitzuwirken.

"Kennst du die Stimme?" fragte Peter, an seiner Pfeife im schneeweissen Bart saugend — "der Mann hat mal in unserer Passion mitgespielt. Deshalb ist er auch so ein ausgezeichneter Redner. Erinnerst du dich nicht an ihn?"

"Hans Stampfl", sagte Mariandl still. Tränen stiegen in ihre Augen.

Die Männer blickten sie forschend an.

Nach einigem Zögern erkundigte sie sich: "Wo ist er?"

Sie schwiegen.

"Wisst ihr nicht, wo Hans Stampfl ist?"

"Wir wissen nur, dass er irgendwo in Jugoslawien ist", wurde Auskunft gegeben.

"Da ist er also nicht weit von hier?" flüsterte sie.

Eine rauhe Stimme antwortete: "Und vielleicht kommt er bald her und hilft uns, wieder frei zu werden."

Mariandl sprang auf und huschte aus der Tür. Sie fürchtete, ihre widerstreitenden Gefühle vor den ernsthaften Männern nicht verbergen zu können.

*

Die Druckentanners erfuhren auf Umwegen, dass Leopold Sebasta von den Nazis zu Tode gefoltert worden war. Einer von vielen — aber irgendwie war es seinen Freunden immer unmöglich erschienen, dass es ihn treffen würde, und dass sie ihn nie wiedersehen sollten.

Die alten Hallsteiner versammelten sich: "Wer erlöst uns von diesem entsetzlichen Regime? Das ist ja schlimmer als die Pest von 1635." Irgendjemand äusserte die Idee, dass man das alte Spiel wieder aufführen solle, so wie man es vor drei Jahrhunderten zur Bekämpfung des Schwarzen Todes gelobt hatte. Bald nahmen diese Pläne Gestalt an.

Auf einer einsamen Almhütte versammelten sich die guten Bürger. Sie kürzten ihr Manuskript, da die Aufführung mit Gefahren verbunden war; sie wollten die Zensur der Naziherren nicht in Kauf nehmen, deshalb wählten sie einen heimlichen Almwinkel als Freilichtbühne. Nur sehr wenige vertrauenswürdige Zuschauer wollte man einladen. Der Traubenwirt stellte das gleichfalls verkürzte Personenverzeichnis zusammen. Er selbst wollte den Peter und den Pilatus spielen. Mariandl wurde zur Maria gewählt — ihr Kindheitswunsch sollte also endlich in Erfüllung gehen. Für den Heiland und für den Johannes fand man zwei junge Bürschlein, die unter dem militärpflichtigen Alter waren, aber sich an die letzte Aufführung, die vor neun Jahren stattgefunden hatte, noch erinnerten. Peter sagte: "Wir erwarten uns keine grosse Kunstleistung von den Spielern, wir betrachten die Aufführung als ein Opfer, als ein Zeichen, dass wir den alten Idealen der Nächstenliebe und Demut treu geblieben sind."

Während der ersten Probe kam plötzlich Fritz Huber hinter einem Felsen hervor. Sein Gesicht war rot geschwollen vor Zorn, er brüllte in die Stille: "Seid ihr denn verrückt, ohne Erlaubnis der Behörden hier dieses alte Zeug herunterzubeten?"

Peter bemerkte ruhig: "Wir haben einen Verräter unter uns. Ich meine — ich wollte sagen, jemand hat unser Vorhaben an Sie verraten, Herr Huber."

"Ihr wolltet nicht, dass ich davon erfahre, wie? Aber uns entgeht nichts. Wisst ihr nicht, dass ihr nichts ohne Genehmigung der Reichskulturkammer aufführen dürft?"

"Wir dachten halt, die kriegen wir sowieso nicht, da haben wir erst garnicht gefragt."

Huber schwieg eine Weile. Dann fragte er hastig: "Wer spielt denn den Judas bei euch?"

Sie wiesen auf einen alten Holzknecht. Huber befahl: "Spiel mir die Szene vor, wie du von dem Hohenpriester die dreissig Silberlinge be-

---

che Betriebsamkeit den Willen zur individuellen Lebensgestaltung, zur schrankenlosen Hingabe des ganzen Menschen an ideale Werte nicht aufbringen kann.

"Dass du nicht kannst, wird dir vergeben,
Doch nimmermehr, dass du nicht willst!"

Die schwierigsten Probleme, die Ibsen, seiner Zeit weit vorauseilend, in seinen Dramen aufwarf, harren nach wie vor, ja notwendiger als ehemals, ihrer Lösung. Immer noch will die Menschheit nicht eingestehen, dass Familie, Gemeinde, oft gar die Nation in Ichgier, in Sachleere, in Geldsucht schimpflich versklavt sind. Auch vor Beginn des zweiten Weltkrieges glich Europa, wie Ibsen einmal sagt, einem trefflich ausgerüsteten und flott dahinfahrenden Schiff, dessen Passagiere und Mannschaft von rätselhaftem Druck lahmgelegt sind. "Das Schiff hat eine Leiche an Bord!" Die Leiche ist die Vergangenheit, das hassglühende, auf gegenseitige Vernichtung sinnende, in zahllose Lager gespaltene Abendland, das sich nicht durchzuringen vermag zum Recht der Persönlichkeit, zur Revolutionierung des Menschengeistes. Der Kampfruf Julians "Das Leben oder die Lüge" gellt mit unerbittlicher Eindringlichkeit auch noch heute und rüttelt alle auf, die Entartung und Abfall der Menschheit erkennen. Die zukünftige Menschheit kann nur gedeihen, wenn sie nach Niederwerfung des kriegerischen Barbarentums sich ebenso unerbittlich dem götterlosen merkantilen Barbarentum entgegenstemmt, wenn sie über alle berufliche und politische Wirksamkeit hinaus der Partei Ibsens angehört, der Partei derer, die unablässig "mit den finsteren Gewalten in Herz und Hirn kämpfen", getreu seinem Wahlspruch:

"Jeder lebe sein ganzes Leben — alles oder nichts!"

die eigene Entscheidung. Man "lenkt", "leitet" und erzieht auf diese Weise.

*

Man muss vergessen können. Nichts soll man tagelang "nachtragen", insbesondere, wenn man den Willen des Kindes fühlt, sich zu bessern. Sonst fühlt sich das Kind als "Prügelknabe" und verliert das Vertrauen, zu sich und zu den Eltern.

*

Schon im frühesten Alter soll das Kind merken, dass es zu seinen Eltern Vertrauen haben kann und muss. Das ist vielleicht der Eckpfeiler der gesamten Kindererziehung.

Was man verspricht, soll man halten. Zu leicht versprechen — auch sonst "gute" — Eltern den Kindern etwas, um sie günstig zu beeinflussen, und halten nachher nicht, weil sie glauben, diese dächten nicht mehr daran. Kinder vergessen Versprechungen nicht, aber sie verlieren das Vertrauen, wenn sie enttäuscht werden. Darum hüte man sich, etwas zu versprechen, was man nachher nicht halten kann oder will.

Steige zu den Kindern herab! Das Kind soll wissen, dass es mit all seinen kleinen Sorgen und Freuden stets zu seinen Eltern kommen kann. Gewiss mag es manchmal ermüden und langweilen, die "unwichtigen", meist umständlichen Erzählungen und Probleme anzuhören; aber man sollte — wenn irgend möglich — sich die Mühe machen, auf diese "Nichtigkeiten" einzugehen, ohne dabei "kindisch" zu werden. Es lohnt sich, denn es bildet die Brücke zur Seele des Kindes!

Nur zu leicht ist man versucht, über irgendwelche Aeusserungen oder Handlungen des Kindes zu lachen, was nicht einmal gehässig oder ironisch zu sein braucht, sondern einfach nur weil die "Abgeklärtheit des Alters" sich belustigt über das Naive im Kinde. Wenig gibt es, was ein Kind mehr verletzt als ausgelacht zu werden (und dies schon im frühesten Alter). Mit ein klein wenig Beherrschung kann man das Lachen bis zu einem schnellen Abgang unterdrücken oder sogar geschickt einen anderen Grund zum Lachen herbeiholen und gemeinsam mit dem Kinde aus vollem Herzen sich ausschütten.

*

Eine grosse Gefahr, die Achtung der Kinder zu verlieren, besteht, wenn die Eltern ihre — nun leider einmal fast unvermeidlichen, grossen oder kleinen Auseinandersetzungen in Gegenwart der Kinder austragen. Noch schlimmer ist es, wenn ein Ehegatte sich gemeinsam mit den Kindern über den anderen Ehegatten lustig macht oder sogar dessen Massnahmen den Kindern gegenüber missbilligt oder widerruft.

Ehernes Prinzip sollte es sein, dass die Eltern sich aussprechen, insbesondere über Erziehungsfragen und -massnahmen, wenn sie allein sind. Ist ein Ehegatte mit einer Massnahme des anderen nicht einverstanden, so soll er es ihm, aber nur ihm sagen. Sonst werden die Kleinen hin- und hergerissen und müssen das Vertrauen zu beiden Eltern verlieren.

*

Es kommt leider häufig vor, dass die Eltern an einem Kinde mehr Gefallen finden als an dem anderen, oftmals haben der Vater und die Mutter ihre besonderen "Lieblingskinder".

Die Aufgabe und zwingende Pflicht der Eltern besteht darin, diesen Unterschied in der inneren Einstellung nicht — in nichts! — fühlen zu lassen. Alle Kinder sind ihre Kinder, alle verdienen die gleiche Güte und Strenge. Meist sind es zudem die von der Natur — ohne ihr Verschulden — benachteiligten, welche sich zu den Lieblingskindern entwickeln — und nicht selten die wertvolleren.

Ich weiss, viele werden diese Ausführungen belächeln, sie beruhen jedoch auf Beobachtungen des täglichen Lebens, "aus der Praxis für die Praxis". Vieles wäre noch zu sagen, viele "Spezialfälle" wären zu erwähnen.

Aber diese Ausnahmefälle sind nicht so häufig, wie die Eltern glauben mögen. Es gibt nicht so viele "schwer erziehbare" Kinder, wenn man versucht, den vorstehenden Anregungen einmal etwas nachzugehen, die Kindererziehung nicht als "notwendiges Uebel", sondern als eine angenehme hohe Verpflichtung auffasst, die mit Ueberlegung und Takt, viel Geduld und der richtigen Liebe den Eltern reiche Früchte bringen wird. So wird aus dem "schwierigen Problem" ein alltäglicher Fall.

F. E.

Aus Billroths Briefen

Muss ich Dir noch einmal sagen, dass wir Aerzte alle unzurechnungsfähige Hypochonder sind, wenn wir krank werden.

Ich gehörte früher wohl mehr der leichteren Kavallerie und den Pionieren in der Chirurgie an und versuchte manchen kühnen Sprung; jetzt bin ich ganz zum schweren Geschütz übergegangen und hoffe, nun auch eine Stelle im Generalstab zu verdienen.

Wissenschaft verlangt weniger fetten und warmen, als festen und trockenen Boden. Damit geht es nur müssig vorwärts: es ist mühsam, solchen Boden zu bearbeiten.

Im ganzen bemühe ich mich immer, meine statistischen und therapeutischen Resultate so schlecht wie möglich herauszurechnen; mir bleibt nur alles Misslungene im Gedächtnis, das Gelungene betrachte ich als selbstverständlich, auch ohne mich gelungen.

Sprechen Sie von jedem, der ernst arbeitet oder gearbeitet hat, immer mit dem Hut in der Hand, wenn Sie auch seine Meinung nicht teilen.

Das Schöne empfinden, ist schon ein höchstes Glück.

Spärlich sind die Freuden der Aerzte: hier und da treue Anhänglichkeit der Patienten; zuweilen, doch nicht oft auch mit materiellem Nachdruck. Dankbarkeit für die grösseste Pflichttreue, ja selbst für Opfer selten. Freude an einer gelungenen Kur, Bewusstsein der Pflichterfüllung: das ist meist das höchste, was der Arzt erreichen kann.

Kunst und Wissenschaft sind ein schöner Schmuck, doch allzu viele Goldschmiede werden in unserer armen Zeit verhungern.

Schüler bildet man nur so lange, als man selbst im Detail mitarbeitet, nur so lange man jung ist.

Was ich etwa noch zu sagen habe, kann ich durch meine vielen talentvollen Schüler sagen lassen, die auf dem Mist meiner Ideen und Arbeiten so kräftig gedeihen, dass sie mir schon über den Kopf wachsen.

Die Gedanken sind doch das Ewige im Menschen; was wollen die Tatsachen und Ereignisse der Welt! Fällt dem Menschen erst nichts mehr ein, dann haben die Affen wieder Gleichberechtigung mit uns.

Die Gunst hoher Herren dauert immer nur, solange man nichts von ihnen will; sie sind immer sehr geneigt, zu empfangen, doch selten geneigt, etwas zu tun.

Mein reiches Leben betrachte ich als abgeschlossen, das Sterben ist nur noch eine Formalität, mit der ich auch noch anständig fertig zu werden gedenke.

Unsere reichhaltige Zeit will immer Neues noch möglichst warm aus dem Ofen, wenn es auch noch nicht ganz gar ist oder selbst etwas haut-gout hat.

Die Konkurrenz ist zur Zeit ungeheuer: auf allen Gebieten der Wissenschaft, Medizin und Chirurgie Ueberfluss von Talenten, Ueberschuss an Kraft! Rastlose Arbeit! Ein förmlicher Strudel von Tätigkeit und edlem Ehrgeiz, das Beste zu leisten! Manche unserer Zeitschriften sind förmliche Entdeckungs-Mitrailleusen, freilich fehlen in manchen Patronen die Projektile und andere wollen nicht explodieren, doch die energische Absicht, die Unwissenheit zu vernichten, ist unverkennbar.

APHORISMEN

Es ist ein Wort, das man so oft hört: "Ja, das ist wohl theoretisch ganz richtig, aber in praxi trifft es eben nicht zu". Darauf ist nur eins zu erwidern: Theorie und Praxis müssen stets zu dem gleichen Ergebnis kommen und übereinstimmen, wenn nicht eine von ihnen an irgendeinem Punkte einen Fehler macht, denn das theoretische Denken hat sich aus der praktischen Erfahrung entwickelt und beide sind Ausdruck derselben einheitlichen Gesetzmässigkeit.

Schreibe kein Buch über eine Sache, die du mit einem Satz ausdrücken kannst!

Man soll den Wert eines Menschen objektiv beurteilen nach den Kulturwerten, die er seiner Mit- und Nachwelt gegeben hat, und will man ihn wohlwollend richten, nach dem, was er ernstlich zu geben bemüht war.

(Max Verworn)

*

Die Männer sind der Schöpfung Herrn,
Das leuchtet ihnen ein:
Zwar hat ein Mann die Frauen gern,
Doch möcht' er keine sein.

Willst du Männer gesprächig machen,
Sprich von Sachen;
Soll das Gespräch mit Frauen sich lohnen,
Sprich von Personen.

(Ludwig Fulda, "Der Karneval des Lebens")

*

"Ich will nicht leugnen, dass ich es für ein Kunststück halte, als entbehrlich anzusehen, was die Jahre uns nehmen, dagegen hoch und höher zu schätzen, was sie uns lassen, am höchsten aber, wenn sie so artig sind, uns noch mit neuer Gabe zu erfreuen, was meistens kaum bemerkt und selten dankbar aufgenommen wird . . ."

(Aus den letzten Briefen Goethes 1832)

*

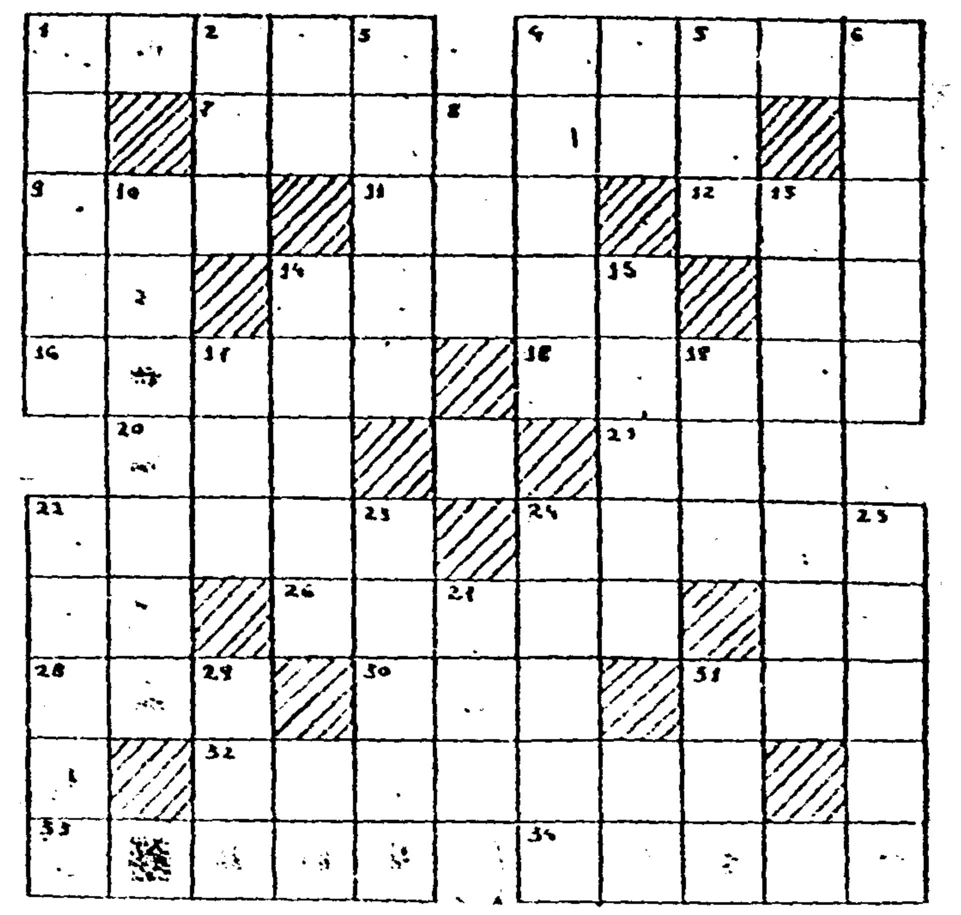
Der Arzt sieht den Menschen in seiner ganzen Schwäche, der Jurist in seiner ganzen Schlechtigkeit, der Theologe in seiner ganzen Dummheit.

(Schopenhauer)

RÄTSEL

Kreuzworträtsel

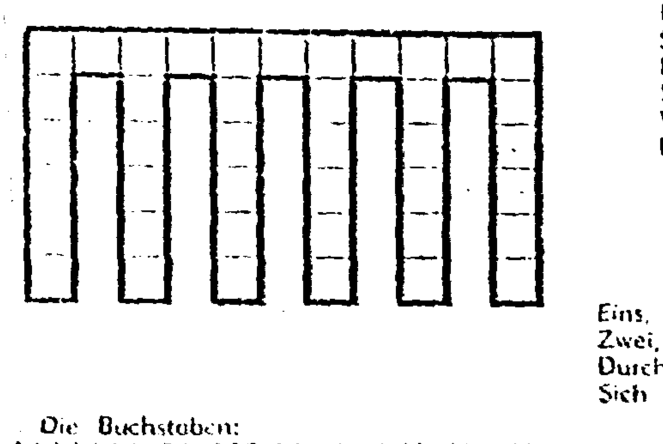
(von E. B.)



Waagerecht: 1. europäischer Vulkan, 4. Nebenfluss der Donau, 7. belgisches Seebad, 9. ungarischer Würdenträger, 11. Gesichtsteil, 12. deutscher Badeort, 14. österreichischer Badeort, 16. französische Stadt, 18. religiöser Brauch, 20. Herrschertitel, 21. römischer Gott, 22. italienischer Physiker, 24. militärischer Begriff, 26. Gedenkbuch, 28. Titel, 30. Einfahrt, 31. sächsische Stadt, 32. asiatische Halbinsel, 33. Männername, 34. Stockwerk.

Senkrecht: 1. Männername, 2. Laut, 3. nordafrikanisches Gebirge, 4. Asiat, 5. Papstname, 6. Rätselart, 8. Schwur, 10. nordamerikanischer Staat, 13. aufrollbarer Vorhang, 14. Frauenname, 15. türkische Truppen, 17. Zeichen, 19. Lebensende, 22. französischer Schriftsteller, 23. Vorbau, 24. päpstlicher Hof, 25. Turnerabteilung, 27. Sportschlitten, 29. Zeitbegriff, 31. Sammlung von Aussprüchen, etc.

Kammrätsel



Die Buchstaben:
AAAAAAA EE GGG IIII L MM NNNNN
PP RRRRRR SS TTT UUU W
sind derart in den Kamm einzutragen, dass Wörter mit nachstehender Bedeutung entstehen:

Waagerecht: Arbeitsraum der Himmelsforscher.

1. Zahn: Der Erste,
2. Zahn: Gestalt aus Peer Gynt,
3. Zahn: Geist,
4. Zahn: Teil der Schweiz
5. Zahn: Gewürz,
6. Zahn: Metall.

Die Enden der Zähne ergeben dann den Namen eines Wandelsternes.

Werteinsetzrätsel

(von E. B.)

1. Schmiede—Fest, 2. Kreuz—Pelz, 3. Reiher—Strich, 4. Krach—Milch, 5. Post—Gramm, 6. Tisch—Haus, 7. Morgen—Horn, 8. Braut—Eule, 9. Last—Schürze, 10. Jan—Korn, 11. Geld—Nest, 12. Glas—Rock.

An die Stelle der Striche sind zweisilbige Wörter als Nach- und Vorwort einzusetzen. Die Anfangsbuchstaben der eingesetzten Wörter nennen, hintereinander gelesen, einen österreichischen Dichter.

Vögel

Auf den Bäumen, auf dem Mist des Guts
Was die einen sind, der andre tut's.

Buntgemisch

Die ersten drei Zeichen mit „d"
Haben silbernen Schein.
Die nächsten drei Zeichen mit „d"
Scheinen noch edler zu sein.
Die letzten zwei Zeichen mit „d"
Sind verpflichtendes Wort.
Wenn ich nach Asien seh,
Find' ich die Lösung dort.

Augen auf

Eins, „e" hinein, schuf Lieder und Fabeln,
Zwei, „e" hinein, ist durchzogen von Kabeln.
Durch die Erde zieht das Ganze
Sich mit silberweissem Glanze.

Auflösung der Rätsel aus der vorigen Nummer:

Kreuzworträtsel

Waagerecht: 1. Radames, 6. Saar, 7. Irre, 9. Rabat, 10. Efeu, 12. Mate, 14. Eiger, 15. Sodom, 18. Arad, 19. Gans, 21. Uebel, 22. Tabu, 23. Note, 24. Demeter.

Senkrecht: 1. Ra, 2. Aare, 3. Drau, 4. Miami, 5. Ertag, 6. Spessart, 8. Eberesche, 11. Flor, 13. Tein, 16. Dadbe, 17. Odeum, 19. Gant, 20. Aloe.

Rösselsprung

Wo still ein Herz von Liebe glüht,
O, rühret, rühret nicht daran;
Den Gottesfunken löscht nicht aus,
Fürwahr es ist nicht wohlgetan.
(Geibel.)

Zahlenrätsel

1. Washington, 2. Anastasia, 3. Statist, 4. Hosianna, 5. Inflation, 6. Nation, 7. Gotha, 8. Tastsinn, 9. Osiris, 10. Nathan.

Kombinationsrätsel

1. Marquis, 2. Zitterhals, 3. Raddampfer, 4. Ereignis, 5. Liebermann, 6. Notstand, 7. Wildfang, 8. Bernholm.
(ANDERSEN)

Der Dritte

Teferosie

Stimme der Natur

Menschlein—Menschsein

angetan hat. Dr. Marshall hat mir in seiner Gegenwart freundlich nachdrücklich vieles Schreiben verboten; ich müsste sonst täglich sechzehnseitenlange Briefe beantworten, die in sechzehn Variationen immer dasselbe sagen. Auch das Telephon ist auf "ärztliche" Verordnung ausgeschaltet. Ob hier, London, Berlin oder Rom, Herr Greifenhagen muss wissen, wie es mir geht. Dabei ist das gar nicht interessant: Heilung ausgeschlossen, aber auch keine augenblickliche Gefahr. Wenn ich will, kann ich hundert Jahre alt werden, aber ich will natürlich nicht. Ich habe keine Angst vor dem Tod. Es ist nur schwer zu sterben, ohne gelebt zu haben.

Dass ich jetzt das plötzliche Bedürfnis habe, Bilanz zu machen — ich hab ja so viel Zeit. Schlafen und Essen sind meine einzigen Pflichten. Alles andere tun andere für mich, und ich darf nichts für sie tun. Es hat lange gedauert, anspruchslos zu werden wie eine Blume, nicht mehr zu vergleichen. Es gibt Zierpflanzen und Nutzpflanzen, sagt der Doktor. Nicht alle können Gemüse sein. Die meisten Menschen wünschen sich, das zu sein, was sie nicht sind und auch nicht kennen. Ich zum Beispiel bin in meinen Träumen oft Fliegerin oder Tänzerin, eben alles das, was mir im Leben unmöglich bleibt.

An äusseren Geschehnissen sind meine Tage arm. Bücher haben mich erzogen und die Menschen mir eigentlich nur zugesehen. Und das ist schon unendlich viel, wenn immer einer da ist, der zusieht. Die Menschen, das sind: der Doktor . . ., Ilse, Greifenhagen, die Schwester, Häschen, meine Putzfrau Muller und mal der, mal jener. Und alle glauben, für mich mit zu leben, weil sie an Abenden kommen und ich ihre Wege und Beziehungen kennen darf, so ganz, wie man eigentlich nur sich selbst gegenüber ehrlich ist. Ich aber für mich könnte auch ohne sie viele Tagebücher schreiben, denn da ich still liege, kommt alles zu mir, und da ich wenig erlebe, erträume ich mir viele verschiedene Leben. Da ist eines, an das ich nicht zu denken wage, das auch im Traum traurig ist, weil ich zutiefst innen sicher weiss und weine, dass es trotz allen Wollens niemals wirklich werden kann. Lieber Doktor . . .

Ich habe ihn noch niemals müde gesehen, er ist immer bereit für andere. Seine Hände, die mir die Kopfschmerzen fortstreichen, haben am Morgen Verantwortung für Menschenleben gehabt, so leicht, so sicher sind sie. Seine Stimme, die klingend wird, wenn er Gedichte liest, gibt zu anderer Zeit mit letztem Ernst leise knappe Befehle, ist eins der Instrumente, die Menschenleben retten. Ich weiss nichts von seinen Kranken; auch zu mir spricht er niemals davon. Ein Arzt muss alles ihm Anvertraute in sich bewahren. Es gibt sicher so viel Krankheiten wie es Kranke gibt. Wie sehr muss ein Arzt in sich gefestigt sein, um den Patienten nicht nur als Fall zu nehmen und doch wieder zu sich zurückzufinden. Woraus kommt ihm diese Kraft, wenn ihm nicht die Zeit bleibt für sein eigenes Leben? Künstler und Aerzte, (die ja ebenso Künstler sind mit nur noch grösserer Verantwortung), sollten ihr Leben gesichert wissen, damit nie das Geld ein Antrieb werden kann.

Er ist der Einzige, der wenig von sich spricht. Bei ihm muss ich mir die Brücke von einem hingeworfenen Wort zum andern selber bauen. Ich denke ihn mir in einem grossen hellen Haus, in dem alles weiss ist, die gekalkten Wände, die frischen Betten, die Schwestern, die Aerzte in ihren sauberen Kitteln, die gepflegten Kranken; aber beklemmend spürt man schon, dass unter dieser Schicht die weisse Farbe alle Schattierungen des Grauens enthält. — Da ist eine Welt, da hat Gott ihn hingestellt, ihm zu helfen. Ich glaube, nichts kann so schön sein, als sich in einem geheilten Menschen bestätigt zu finden; das muss noch mehr sein, als das Sichgeborgenfühlen im grossen Gang der Dinge nach einem geglückten Gedicht oder Bild. Jedes Vertrauen zu sich, ist Vertrauen zu Gott.

Man darf nur nicht anfangen zu fragen, warum Krankheit dort, wo es Strafe nicht sein kann. Und Schmerzen können ebenso zum Fluch wie zum Gebet führen.

Februar

Auf die "innere Landschaft" kommt es an. Man sagt es so oft, dass man schon gar nicht mehr hört, wie schön es gesagt ist. "Nichts ist aussen, nichts ist innen, denn was aussen ist, ist innen", Nach aussen scheinen es Marionetten zu sein, innen gespiegelt, arme menschliche Wesen. Die grösste Beleidigung aber wäre Mitleid. Freundschaft ist: wortlos Spiegel Deiner Fehler sein, bis Du sie, ohne sie je wirklich als Deine eigenen Mängel erkannt zu haben, abgelegt, überwunden hast.

Ich bin sicher, wäre ich ein gesunder Mensch geworden, ich hätte immer wandern müssen. Und hätte Gott überall gesucht. Und ich wäre unersättlich gewesen im Suchen und hätte jede Offenbarung überhört. Wie gut ist es also, dass ich nicht fortgehen kann. Denn nun fühle ich mich als ruhende Mitte einer Welt, deren Grenzen ich bis an die Unendlichkeit treiben kann.

Der Himmel muss mir die Landschaft ersetzen: Der schönste Spaziergang für mich ist der, wenn ich meinen Blick durch das Fenster wandern lasse, denn ich wohne in der rue de l'Odeon und im sechsten Stock. Da ist zuerst eine Stadt, geheimnisvoll und leer, die man von der Strasse aus nicht vermuten kann und die erst ihr eigentliches Gesicht bekommt, wenn man mit ihr auf gleicher Höhe ist; das ist die Stadt der Dächer. Jedes Dach ist ein Feld, in dem eine kleine Familie roter Schornsteine wohnt, stolz in Reih und Glied gestellt. Es gibt da geheimnisvolle Beziehungen zwischen den verschiedenen Feldergruppen, die ich vergeblich zu verstehen suche. Diese ganze Stadt wird überragt von den beschützenden Türmen der St. Sulpice, die selbst erhabenen Schornsteinen gleichen

Man kann gar nicht anders, als historische und literarische Gedanken bekommen; ich brauche nur das Haus gegenüber anzusehen, in dem Lucille Desmoulin wohnte, wie man mir erzählt hat. Ich stelle sie mir vor, aus dem Fenster schauend wie ich und in Gedanken bis zum Gefängnis (prison de la force) reisend, in dem Camille, ihr Mann, wartete, um zur Guillotine geführt zu werden. Zwei Tage später holten zerlumpte Soldaten sie ab, um sie das gleiche Schicksal erleiden zu lassen.

Ein wenig weiter ist ein Haus, das seine eigene Geschichte erzählt: Ein Marmorschild besagt, dass im 18. Jahrhundert hier die Schauspieler von Paris gewohnt haben. Es ist nur zwei Schritt vom Theatre de l'Odeon entfernt, das auf dem kleinen Platz, in den die Strasse ausmündet, steht. Auf der andern Seite liegt la place des quatre vents. Es ist ein reizender, richtiger Kleinstadtplatz Zentrum einer überschäumenden Aktivität, die mich an Spiele aus meiner Kindheit erinnert. Von hier ist jedes kleine Geschäft so winzig, eigen und einfach wie in einer Puppenstadt.

Es sind acht Fenster gegenüber, die das meine bewachen, und ich kann, wenn ich heraussehe, acht verschiedene kleine Szenen fremder Schicksale beobachten.

März

Der Doktor hat mir ein Akkordeon geschenkt, ein Schifferklavier. Das will doch nur lustige Melodien spielen. Aber es regnet, und dann . . . Regen, Regentropfenpräludium. So hat der Brunnen gesungen in Mallorca, so leise und sanft, als Chopin sein Prélude gehört hat. Wenn ich die Augen schliesse, zwischen Wachen und Traum, spiele ich auf einer imaginären Geige. Traurige Melodien, die manchmal wild werden und klagend herausschreien, was ich nicht meinen Worten und nicht den Gedanken erlaube: Warum?

Wenn man gelernt hat, nicht über sich, sondern immer nach unten zu den Menschen hinzusehen, die es noch schwerer haben und trotzdem das Leben, ganz gleich wie es ist, als ein Geschenk betrachten und etwas daraus machen, so hat man schon viel begriffen.

Alles in der gleichen Minute: Menschen sterben, werden geboren, spielen, tanzen, erschlagen sich gegenseitig im Krieg, haben sich lieb, morden hinterlistig, fallen einer sinnlosen Katastrophe zum Opfer. Wie kann ein Mensch da überhaupt glauben, dass er jemals etwas begreift.

Ich fühle mich so gar nicht zu Hause auf der Welt und der Traum ist mein eigentliches Leben. Ich wundere mich immer, wenn Andere sich über irgendetwas aufregen können; das ist doch alles so klein und unbedeutend. Wir gehen vom Nichts über das Leben zum Nichts. Oder gehen wir vom Leben über das Nichts zum Leben? Auf das Jetzt noch falsch, weil ich nur als Zuschauer geboren bin. Man darf nicht kommt es an. Und das mache ich gleichgültig sein. Jeder Mensch hat seine Aufgabe und muss sie zu erkennen suchen. Auch der Leprakranke auf seiner Insel? Auch der Epileptiker, der nichts von sich weiss, den man in Anstalten pflegt? Auch der Blindgeborene? Auch ich?

Ich bin doch da. Ich lebe. Ist das nichts? — Ist das alles?

Liegend sehe ich über mir Rembrandts St. Mathieu inspiré par l'Ange. Inspiré par l'Ange. —

Meine Putzfrau hat ein Schicksal. Das ist kein Traumleben. Sie ist Russin, kann weder lesen noch schreiben. Ihr Mann, dreissig Jahre älter, hat sich ihretwegen scheiden lassen, ist zu ihrer Religion übergetreten, hat dadurch seinen Beruf verloren, musste mit ihr aus Russland fliehen und lebt jetzt krank und arbeitslos mit vier Kindern von dem, was sie als Putzfrau verdient. Und sie sind glücklich, trotz aller Sorge und Unsicherheit. —

Ich aber will einschlafen, denn ich bin nur ein unnötiger Luxus für meine Freunde. Lieber Doktor, Traumgefährte. Ich weiss, dass Sie es wissen. Ihr habt mich alle lieb. Aber wenn ich nicht mehr da bin, werdet Ihr mich vielleicht noch mehr lieb haben, wenn sich's auch niemand eingestehen wird. Das ist die Aufgabe, die mir nur noch bleibt, einzumünden in den grossen Strom der Nacht. Ohne dass Ihr wisst, dass ich es will.

Ich werde jetzt sehr glücklich sein und leicht und froh — und Akkordeon spielen.

April

Der Mond kommt seit Nächten in mein Zimmer und zieht mich an und zieht und ich fühle mich weit und körperlos und alles umfassend und alles liebend.

Es rauscht die Stille wie ein Meer. Da nichts in der Welt verloren geht, tragen die Aetherwellen alle je gesprochenen Worte und ich fange sie auf und sie gehen in mich ein und ich weiss sie. Aber das ist das Geheimnis, dass ich sie nicht weitergeben kann. Dass jeder wieder von vorne anfangen muss, vielleicht mit einer leisen Ahnung mehr, aber umso hoffnungslos fragender.

Gute Nacht, lieber Doktor. Ich bin angekommen.

EINIGE GEDANKEN ZUR KINDERERZIEHUNG

Ich kenne Eltern, die der Meinung sind, man solle Kinder nicht "erziehen", vielmehr darauf vertrauen, dass "der gute Kern durchbreche", das Kind selbst "den rechten Weg finde" und erkenne, was es zu tun und zu lassen hat. Es handelt sich bei diesen Erwägungen natürlich nicht um den Schulunterricht und die Berufsausbildung; es soll davon die Rede sein, wieweit die Eltern bewusst Einfluss auf die seelische und praktische Entwicklung der Kinder ausüben, im Grossen und im Kleinen.

Ich glaube nun, es ist grundfalsch, das Kind in seiner Entwicklung völlig sich selbst zu überlassen, halte es dagegen für die höchste und heiligste Pflicht der Eltern, verantwortungsbewusst alles zu tun, um das Gute im Kinde zu fördern und das Schlechte auszumerzen. In jeder Brust streiten Gut und Böse, die äusseren Einflüsse sind mitentscheidend, wohin der Weg führt.

Ueber die Art der Kindererziehung gibt es unzählige Meinungen, viele Bücher sind hierüber geschrieben worden. In Wirklichkeit ist dieses Problem mit einigen verstandesmässigen Ueberlegungen und — mit Herzenstakt zu lösen.

Es ist — meines Erachtens — fast gefährlicher, zu gut zu sein als zu streng. Es führt zu nichts Gutem, wenn man den Kindern in allem nachgibt, alles "durchgehen" lässt, jeden Wunsch erfüllt und mit einer Art "Affen"-Liebe alles entschuldigt — in der Meinung: Lieben heisst Verzeihen. Hierbei ist ein Unterschied zu machen, zwischen dem, was man selbst — etwa in Erinnerung an die eigene Kindheit — über die grossen und kleinen "Vergehen" denkt (die einen vielleicht sogar zum Lächeln zwingen) und den äusseren Erziehungsregeln. Oft schmerzt die Strafe die Eltern mehr als die Kinder selbst!

Ein Kind, das weiss, seine Eltern geben ihm doch Recht, ihm kann nichts passieren, wird dann bewusst etwas tun, wovon es weiss, dass es unrecht ist; es wird die Grenzen zwischen Gut und Böse verwischen und zum Egoisten und womöglich asozialen Element werden.

Das Kind muss wissen, dass es Strafe zu erwarten hat, wenn es etwas Unrechtes tut.

Selbstverständlich ist es ebenso grundfalsch, das Kind in ständiger Furcht vor Strafe zu erziehen, die Strenge zu übertreiben, zu strafen, wo eine kleine Rüge in freundlicher Form genügen würde. Das Kind fühlt selbst am besten, ob es Strafe verdient hat oder nicht. Mit freundlichem Zureden und Vorbringen von Vernunftsgründen, die das Kind einsieht, erreicht man oft mehr als mit Züchtigungen.

Wie stets — liegt auch hier der richtige Weg in der "goldenen Mitte". Der Apfel soll bei der Rute liegen, wie schon Martin Luther sagte. Gute Massnahmen sind z. B. Entziehung von Vergünstigungen, wie Ausfallenlassen eines versprochenen Kinobesuches wenn das liebe Kleine unartig war; — umgekehrt — Belohnungen ähnlicher Art, wenn es sich gut betragen oder "gebessert" hat.

Entziehung von Essen halte ich für unangebracht. Einmal bedeutet dies für viele Kinder keine Strafe, nämlich, wenn diese regelmässig wenig Lust zum Essen haben, dann aber ist es höchst ungesund.

Häufig versucht man, die Kinder in der Furcht vor dem "schwarzen Mann" oder dem Polizisten zu ducken, von dem sie mitgenommen würden, wenn sie unartig sind. Unmodern, aber schön ist es, die Kinder zu überzeugen, dass der "Liebe Gott" sie beobachtet und über ihnen wacht.

Das Kind soll vor allem in den eigenen Eltern den gerechten Richter sehen; es soll wissen, dass diese es richtig be- und verurteilen und sich so zu ihm einstellen, wie es seinem Verhalten entspricht.

Sobald das Kind — und hierbei ist die Altersgrenze nicht so hoch anzunehmen, wie man zu denken geneigt ist — ein eigenes Kriterium besitzt und selbst entscheiden kann, ob die von den Eltern vorgebrachten Beweisgründe zutreffen, soll man das Kind zu seinem eigenen Richter machen. Es soll selbst überzeugt sein, dass es dieses tun darf oder muss, jenes lassen muss, aus eben diesen "einleuchtenden" Gründen. Damit fördert man den Gerechtigkeitssinn im Kinde und

kommst." Der alte Mann holperte die Worte schlecht und recht herunter. Huber schüttelte den Kopf. "Scheusslich", murmelte er, "das hab ich besser gespielt, das müsst ihr doch zugeben?"

Der Pfarrer sagte dröhnend: "Daran ist kein Zweifel, Herr Huber."

Huber ging auf und ab. Er blieb im Mittelpunkt der Gruppe stehen und schlug vor: "Ich habe einfach Lust, wieder einmal auf der Bühne zu stehen — ich kann's einrichten, dass wir das Spiel richtig im Festspielhaus aufführen dürfen. Die Reichskulturbehörde würde zwar lieber ein Stück sehen, in dem Wotan und Baldur auftreten; aber ich habe Einfluss genug, ich kann eine Wiederaufführung der Passion durchsetzen. Lasst's mich nur machen."

Eisiges Schweigen folgte. Peter saugte an seiner Pfeife und sagte schliesslich: "Nehmen Sie's uns nicht übel. Herr Huber, aber wir wollen unsere Passion lieber hier auf der Alm spielen."

Huber brauste auf: "Ihr seid schon eine aufsässige Gesellschaft! Ihr wollt alles nur so tun, wie es der Regierung nicht passt, sonst macht's euch keinen Spass. Aber die Aufführung hier kann ich euch nicht gestatten. Tut mir leid. Nur wenn ich selbst mitspiele, wird die Erlaubnis erteilt."

Der Pfarrer bemerkte zu den Mitwirkenden: "Ich bin dafür, Herrn Hubers Vorschlag anzunehmen. Wir wissen nicht, was dabei herauskommen wird — vielleicht mehr, als wir jetzt vermuten."

Die Proben fanden kurz vor Ostern statt. Die Matten und Berge, die man zwischen den Pfeilern der Bühne hindurchschimmern sah, waren mit Blumen übersät. Aber von der alten Festspielstimmung war nichts mehr zu spüren.

Niemand sprach mehr als die notwendigsten Worte mit Huber. Seine anmassende Natur war von innerer Unsicherheit angefressen. Es war klar, dass er seine Machtstellung nicht genoss. Manchmal kam er total betrunken ins Theater; aber trotzdem kam der Text doch glaubhaft und wirkungsvoll über seine Lippen.

Es gelang ihm, der Premiere ein offiziell-festliches Gepräge zu geben. Hohe Offiziere und Beamte sassen in den ersten Reihen, der Rest des Zuschauerraums war mit Kriegsverletzten und Einheimischen angefüllt.

Huber, in Parteiuniform, kam mit dem dicken Gauleiter und seiner noch dickeren Gattin und geleitete die beiden in ihre Loge. Als er den Garderoben zustrebte, um sein Kostüm anzulegen, wurde er unvermittelt aufgehalten. Einer der Kriegskrüppel, die in ihren Rollstühlen aufgereiht sassen, hielt ihm seine Krücke zwischen die Beine, sodass er fast stolperte. Zornig fuhr Huber herum, aber der Invalide grinste ihn an; Huber wusste garnicht, was er aus dem seltsamen Vorkommnis machen sollte.

"Herr Huber", sagte der Krüppel und winkte ihn näher zu sich, "erkennen Sie mich denn nicht, Herr Huber?"

"Nein — ich habe keine Ahnung —"

"Wirklich nicht? Erinnern Sie sich nicht an die zwei Gärtnersbuben, die Sie ins Dritte Reich hinübergeschickt haben? Fliegen sollten wir lernen; und jetzt hab ich sogar das Laufen verlernt hohoho!"

Das bittere Lachen ging Huber durchs Mark. Er blickte unwillkürlich hinunter, wo die Beine des Fliegers fehlten.

"Ja, jetzt erinnere ich mich", sagte Huber tief verwirrt; es fiel ihm nichts anderes ein, als zu sagen: "Und wie geht es denn Ihrem Bruder?"

"Gut, gut. Er hat in Russland ein Fleckchen Erde erobert, mit einem Kreuz darauf."

Huber hatte das Gefühl, dass seine roten Locken steil in die Höhe standen. Er konnte seinen Blick nicht von dem Krüppel losreissen. War das der hoffnungsfrohe Bub, den er einst ins Hitlerreich gelockt hatte? Die Augen waren verglast, die Wangen von Bitterkeit zerfurcht. Es war, als ob der Sturm der Todesgefahr, an seinem Gesicht entlangstreichend, das blühende Fleisch fortgeätzt hatte.

Der Flieger krächzte mühsam: "Das ist nett, dass wir uns wiedersehen. Ich wollte Ihnen danken für alles, was Sie mir angetan haben. Da —" er wies mit seiner Krücke über die Reihe von Rollstühlen hin — "schau's dir gut an, dein Werk. Judas! Judas!"

Huber richtete sich wild hochmütig auf; ein herbeieilender Offizier sagte entschuldigend: "Diese Kerle verlieren manchmal ihre Nerven. Das müssen Sie verstehen."

Hastig machte Huber sich Bahn durch die gaffende Menge und verschwand neben der Bühne.

*

"Wenn's nur schon losginge", sagte der Fremde grimmig, "wenn's nur schon losginge! Also, du weisst, was du zu tun hast, Peter. Sobald es losgeht, fliegt die Sägemühle in die Luft."

Druckentanner nickte nachdrücklich, während er seine Apostelsandalen band. Er kräuselte vor dem Spiegel seinen silbrigen Vollbart und fragte: "Das ganze Tal ist also unterminiert?"

Der Fremde bestätigte: "Hubers Sägemühle ist der entscheidende strategische Punkt: dort können wir mit einem Schlag den Nazis den Rückzug abschneiden. Ja, unsere Nazigäste haben halt vergessen, Retourbillets mitzubringen! Also, ich muss jetzt zurück, solang die Strassen noch leer sind. Ich wünsch dir viel Glück, Peter."

"Ich dank dir. Grüss mir Hans Stampfl und die anderen Partisanen." Er zögerte und fragte dann mit einer gewissen Ueberwindung: "Hat er dir nichts für meine Tochter aufgetragen, der Hans?"

Der Fremde warf dem Alten einen seltsam störrischen Blick zu. "Nein. Im Gegenteil. Er hat mir verboten, Mariandl zu sehen."

"Komisch. Er hat sich doch sonst immer nach ihr erkundigt. Na, ein Jahrzehnt, das ist eine zu lange Zeit —"

Der Fremde schüttelte den Kopf. "Mein Freund Hans ist immer noch närrisch nach dem Mädel. Aber er will sie nicht mehr stören, hat er gesagt. Sie soll ihr Leben so einrichten, wie sie will. Er wird ihr nicht mehr dreinreden."

"Und er mag sie noch?"

"Ja. Als ich ihn zuletzt gesehen habe, ist er da oben auf dem kahlen Karst gestanden und hat nach Norden hin geschaut. Was siehst du denn da so Interessantes? hab ich ihn gefragt. Oesterreich, hat er gesagt. Immer wenn ich an Oesterreich denke, seh ich das Gesicht von Mariandl vor mir, hat er gesagt. Mariandl ist Oesterreich. Und dann hat er mir verboten, mit ihr zu reden. Schad um die zwei jungen Leute!"

Der Alte nickte schwer. Er meinte: "Wenn das Kind hier wenigstens glücklich wäre. — Aber so rackert sie sich ab als Krankenpflegerin und hat dabei keine Freude am Leben, da wär's fast besser, sie würde ins Kloster gehen. Entweder oder. So, wie es jetzt ist, geht sie mir zugrund."

Der Fremde blickte auf die Uhr und sagte hastig: "Wir brauchen Krankenschwestern da unten für unsere Verwundeten. Ich glaube, ich werde mit Mariandl reden, obwohl er's mir verboten hat. Ich hab wenig Zeit, heut abend muss ich auf der Gampneralp sein. Vielleicht kann deine Tochter gleich mit mir kommen."

Peter machte Einwendungen — die heimliche Flucht und das gefahrvolle Partisanenleben waren nichts für sein Kind, glaubte er — aber der Fremde zog ihn mit sich aus der Tür und klopfte an der Garderobe der Maria.

"Niemand darf herein", rief eine ältliche Frauenstimme.

"Auch nicht ihr Vater?" fragte Peter. Er blickte durch den Türspalt und winkte dann dem Fremden zu, ihm zu folgen. Verblüfft von dem zauberhaften Bild blieben sie stehen.

Das blauseidene Mariagewand floss wie ein Wasserfall über Mariandls Gestalt. Es war, als ob sie in den Jahren des Wartens ihren Liebreiz aufgespeichert und nun die Schleusen geöffnet hätte. Ihre Augen waren verklärt nach oben gerichtet. Ihre lichtblonden Haare verwoben sich mit dem Schleier zu einem Heiligenschein, ihr Mund wiederholte murmelnd, unbewusst die Worte, die ihm seit der Kindheit vorausbestimmt waren. Ihre Tante Anna kniete neben ihr, zupfte und nähte an dem Gewand und blickte verliebt zu ihrer Nachfolgerin auf.

Peter erklärte, dass der Fremde ein Freund von Hans Stampfl sei. Mariandl gab ihm die Hand, ihre Lippen fuhren gleich wieder zu murmeln fort. Der Fremde brachte mit äusserster Dringlichkeit vor, dass die Freiheitskämpfer in Jugoslawien sie als Krankenpflegerin brauchten, dass viele der besten Männer aus Mangel an ärztlicher Hilfe gestorben seien. Das Mädchen nickte geistesabwesend. Die Glocke zum Auftritt klingelte, Mariandl schaute in den Spiegel und ging zur Tür. Der Fremde sagte: "Und der Hans, der braucht dich am allermeisten."

"Ich will's mir überlegen", gab Mariandl zur Antwort.

Der Fremde rief: "Ueberlegen? Wir haben keine Zeit zum Ueberlegen. Ich muss jetzt fort. Wir sind im Krieg, Fräulein Druckentanner! Wir können nicht warten!"

"Ich kann mich nicht entscheiden", sagte Mariandl hilflos, wandte sich ab und drückte sich zwischen die Kulissen.

Der Fremde zog eine bedauernde Grimasse und verschwand wie ein Schatten.

*

Das alte Spiel, vor dem Hintergrund der schwarzumwölkten Zeit abrollend, hatte ein neues Glühen bekommen. Bewegung verbreitete sich im Zuschauerraum. Die Hallsteiner, auf den hintersten Bänken sitzend, gaben ihre unterdrückten Gefühle in Beifallsausbrüchen kund. Die Offiziere und die nationalsozialistischen Beamten wahrten ihr offizielles Gehaben. Die Kriegsverletzten zeigten teils hochmütig versteinerte Gesichter, teils senkten sie die Köpfe, manche weinten. Die Botschaft von Nächstenliebe, Vergebung der Fehler der Mitmenschen, Barmherzigkeit klang seltsam kühn: der milde, ausgereifte Wein dieser Lehre war wieder gärender Most geworden.

Peter, hinter seiner Tochter zwischen den Kulissen stehend, flüsterte feierlich: "Das Korn der Liebe wird keimen, sobald der Regen der Freiheit fällt." Mariandl sah den Greis erstaunt an — er machte sonst keine grossen Worte. Peter meinte ablenkend: "Gut spielt er, der neue Jesus, gelt? Fast so gut wie unser armer Leopold."

Das stimmte. Der hagere Jüngling in dem einfachen weissen Gewand sprach mit grosser Natürlichkeit und Wärme. Mariandl fühlte: Es wird immer jemanden geben, der diese Worte in seinem Herzen trägt. Wir Spieler, wir sind keineswegs unersetzlich. — Und mit einemmal kam Leopold Sebasta ihr wie eine halb vergessene, unklare Legende vor. Der überwältigende Einfluss, den er auf ihre Lebensführung gehabt hatte, erschien ihr plötzlich unglaubhaft. Der junge

HIER IST EIN GIPFEL

Von Alfred Mombert

Hier ist ein Gipfel, um drauf einzuschlafen
Hier streichen grosse Vögel dichtdrüberher,
die tragen in den langen Schnäbeln goldene Planeten.
Sie schwimmen langgestreckt im Luftstrom,
in ihren wilden Augen loht die Glut
der Sendung und des Ziels.

Wenn sie über Meere fliegen,
spiegelt in dem tiefen Wogen-Dunkel
ein machtvoll vorwärtsstrahlend Licht,
zwei Flammen jagen hinterher,
und ringsum schatten schwarze Fittiche.

Wenn im Nachtsturm ein Schiff dazwischensegelt,
ein hellerleuchtetes
zwischen diese Höhen und diese Tiefen:
dann lehnt der Kapitän am Mast,
der Herrliche. Des Blick ist weltenstark
hinausgerichtet, und er ankert im Chaos.

Des Geist ist Ewiges. Und grosse Vögel
mit Glanz-Planeten in den Schnäbeln
über ihm und unter ihm,
sie sind ihm flüchtig hergewehte Bilder.
Aus dem Schiffraum schwebt herauf
alles überfunkelnd
der zechenden Matrosen
Welt-Triumph-Gesang.

Hier ist ein Gipfel, um nachts drauf einzuschlafen.
Hierum wogt ewiger Triumphgesang.
Hier ruht der Schlafend-Träumende
auf der Spitze einer goldenen Pyramide.
Um die tiefen Flanken kreisen strahlend die Planeten.
Ein leiser Höhenhauch weht Einem über die Hände.

Hier ist ein Gipfel, um drauf einzuschlafen.
Hier hörst du Paukenschläge aus der Tiefe.
Hier zuckt der Geist um deine Lippen.
Es hebt deine Hand im Traum sich in den Aether
weltauf.

Begegnung mit einem Dichter

Unter dem Titel "Kehre wieder über die Berge" erschien kürzlich in dem New Yorker Verlag "Willard Publishing Company" die Autobiographie des ehemaligen sozialdemokratischen Schriftleiters und Mitarbeiters der "Büchergilde Gutenberg" Walther Victor, der nachstehendes Kapitel entnommen ist.

VON WALTER VICTOR

Den Sommer des Jahres 1910 verlebten wir im Ostseebade Kolberg.

Kolberg spielte eine Rolle in einer jenen patriotischen Lesebuchgeschichten, mit denen uns die Schule traktierte. Irgendein Befehlshaber und Bürgerwehr-Führer der Festung hatte den Platz in einem der zahlreichen Kriege Preussens so heldenmütig verteidigt, dass er dergestalt verewigt wurde. Wenn ich nicht irre, hiess der tapfere Mann Nettelbeck, waren die bösen, Feinde die Franzosen der Grossen Revolution und hiess das den Vorfall verherrlichende, fast jeweils an nationalen Feiertagen im Osten aufgeführte, tränenrührende und teutsche Gefühle provozierende Theaterstück ebenfalls "Kolberg". Die Schulklassen wurden geschlossen hineingeführt.

Unterdessen war Kolberg zu einer mehr friedlichen Bedeutung gelangt. Es war das vorzügliche für die Kinder des ostdeutschen Bürgertums bestimmte Seebad, nicht so teuer, nicht so modisch, und also für diejenigen kinderreichen Familien geeignet, die es sich gerade noch leisten konnten, im Sommer an die See zu gehen. Die besseren Leute schickten die Gouvernannten mit den Kindern nach Kolberg und gingen selbst auf interessantere Ferienreisen. Wir, das heisst, mein Bruder und ich, waren 1910 mit Fräulein Philip in Kolberg.

Fräulein Philip war für die Jahre meiner Jugend, die etwa mit den Ferien in Kolberg ihr Ende fanden — später durfte ich bereits ohne Aufsicht fort — von ausserordentlicher Bedeutung gewesen. Ein kleines, gutmütiges, verhutzeltes Wesen im Stadium der alten Jungfer, lebte sie mit ihrer Schwester, einer Schneiderin, ein sehr bescheidenes Dachstubenleben, aus dem sie in eine verantwortungsvolle Position jeweils dann entfloh, wenn bei uns zu Hause die Anwesenheit einer stellvertretenden Hausfrau und Mutter notwendig erschien. Dann kam "Fräulein Philip", die Vertrauenswürdigkeit in Person, und alles war bei ihr ohne alle Aufregungen bestens aufgehoben. Sie wäre unmöglich gewesen als Gastgeberin bei einer Gesellschaft, und was ein Flirt ist, hat sie wohl zeitlebens nie erfahren. Aber das Haus hatte seine Ordnung unter ihrem betulichen Walten, und sie wusste haargenau, was zu tun war, wenn eines von uns etwa erkrankte. Es interessierte sie nicht, was ich dachte und tat, mit wem ich umging und wen ich nach Hause mitbrachte. Die Hauptsache war, wir waren gesund und zu den Mahlzeiten rechtzeitig am Tisch. Ich glaube, ich hatte auch später noch eine von lächelndem Mitleid nur wenig beeinträchtigte Sympathie für sie. Der Krieg hat mich endgültig der Welt entzogen, in der Fräulein Philip einem wahrscheinlich bejammernswerten Lebensabend entgegenging.

Wir wohnten in Kolberg in einer Pension, deren Name mir entfallen ist. Es war der eines Arztes, der gleichzeitig die Kur seiner Gäste überwachte. Als ich eines Tages die Treppe in seinem Hause herunterging, sah ich durch das Fenster, das auf einen Hof hinausführte, in ein anderes, offenes hinein. Es gehörte zu einer in der nächsten Strasse gelegenen anderen Pension und an ihm sass ein Junge, der nicht viel älter war als ich und der dennoch eine umfangreiche Tabakspfeife rauchte. Verblüfft blieb ich stehen und starrte den jungen Mann an. Ich hatte ihn schon am Strand gesehen und wegen seines Erwachsen-Seins sehr bewundert, denn an sich war er schmaler und unscheinbarer als ich. Jetzt aber war ich sprachlos. Eine Tabakspfeife! Ich selbst habe erst im Kriege rauchen gelernt, ich hatte vorher die natürliche Ablehnung der Jugendbewegung dagegen. Damals aber, im Begriff, eridlich männlicher zu empfinden, ein Opfer der in Familien der Jahrhundertwende üblichen Neigung, den Nachwuchs so lange wie möglich kindlich zu verdummen, war ich von restloser Bewunderung erfüllt, und dem Jüngling mit der Tabakspfeife schien gerade das zu gefallen. Er rief etwas herüber, wir freundeten uns an und als wir abends nach dem Abendbrot, mit Fräulein Philip versteht sich zu solcher Stunde, auf eine Kaffee-Terrasse gingen, um dort ein Stück Torte zu verzehren und dem Leben auf der beleuchteten Promenade zuzuschauen, kam er an unseren Tisch. Nach langem Studium der Karte des Etablissements bestellte er — wie sich später zeigte — das einzige, wovon er nicht wusste, was es war. Es hiess Mazagran. Ich erinnere mich so genau, weil ich später die Geschichte oft einem anderen Menschen erzählt habe, der auch auf Speisekarten stets das Gericht zu wählen pflegte, das er nicht kannte. An jenem Abend versuchte unser junger Freund ohne jeden Erfolg so zu tun, als kenne er das eigenartige, heiss mit Eisstükken servierte Getränk natürlich genau. Die Tabakspfeife und der Mazagran, — das waren nur die kleinen Jugendeseleien eines Menschen, der seine wahre Extravaganz noch nicht gefunden hatte, Arabesken eines sich gestaltenden Daseins, das grösste Eigenart, wunderbarsten Glanz aufweisen und das Leuchten eines Sternes hinterlassen sollte. Denn was ich hier geschildert habe, war meine erste Begegnung mit dem Dichter Ernst Toller.

Mein Wiedersehen mit Ernst Toller sollte erst fünfzehn oder sechzehn Jahre später erfolgen: wir beide waren Männer geworden, unsere Entscheidungen waren gefallen und wir standen beide im gleichen Kampfe.

Im Gewandhaus, dem Stadttheater von Zwikkau in Sachsen, hatte ich für ihn eine Vortragsmatinée organisiert. Die Veranstaltung begann mit einem von mir verfassten und von Hunderten jugendlicher Arbeiter des Kohlenreviers gesprochenen Sprechchor "Gruss an Ernst Toller" und ich sass mit ihm in der Loge des Intendanten, als eine einfach gekleidetee Frau sich ihm näherte. Sie hatte den Theaterdiener beiseitegedrängt und sich den Eintritt erzwungen. In der Hand hielt sie eine Thermosflasche. Es war eine Arbeiterin, eine Frau um die vierzig herum, die Ernst Toller einmal in ihrem Hause verborgen hatte, als er flüchten musste. Jetzt kam sie IV. Klasse aus Leipzig und brachte ihm warmen Tee; sie hatte gelesen, dass er zwischen seinen Vorträgen einen Schuss warmen Tee liebte. Das war dieses wundervollen Menschen Beziehung zu jenem allzukleinen Teile des deutschen Volkes, der ihn verstand und also liebte. Nach dem Vortrag sass Ernst Toller bei mir zuhause auf dem Fussboden und spielte mit meinen Buben. Er konnte von bezaubernder Einfachheit sein und war wohl doch eine der kompliziertesten Naturen, die ich kennen gelernt.

Unser Verkehr war meist ein schriftlicher. Das brachten die bewegten Zeiten so mit sich und unsere verschiedenen Temperamente. Er hielt nie an einem Platze aus, wenn er an ihm nicht gehalten wurde wie in Niederschönenfeld, dem bayrischen Zuchthause. Toller hatte, während ich in Freiburg war, in Heidelberg studiert und dort eine grosse Aktivität im Rahmen eben jener Freien Studentenschaft entfaltet, der ich in Freiburg auch angehörte. Als wir uns in Kolberg getroffen hatten, bezogen sich meine ersten publizistischen Versuche noch auf Tennissport, dem ich leidenschaftlich und mit Erfolg ergeben war, während er bereits Anstoss und Aufsehen erregt hatte, indem er in Zeitungsartikeln für unschuldig Verfolgte und gegen öffentliche Misstände aufgetreten war. Er war nicht ganz zwei Jahre älter als ich, aber ich hatte erheblich später als er für meine gesellschaftskritischen Gefühle die klare Richtung gewonnen: eben in Freiburg, kurz vor dem Weltkriege, wäre dazu die beste Gelegenheit gewesen. Daher war ich sehr begierig, mit ihm in Verbindung zu kommen. Es blieb aber bei dem Austausch von schriftlichen Aeusserungen, wobei die seinen — wie auch stets späterhin — spärlich erfolgten und meist im gehetzten Tempo seines Lebens zu Papier gebracht wurden. Erst in den letzten Jahren, in denen er von Zeit zu Zeit Sekretärinnen beschäftigte und diktieren konnte, kam auch einmal so etwas wie ein richtiger Brief.

Ein Telegramm an ihn setzte nach dem Kriege die Kette meiner persönlichen Erinnerungen an Ernst Toller fort. Es war in den Ostertagen des Jahres 1919, und ich befand mich als Vertreter der Sozialistischen Studententagung in Jena. Es waren Tage stürmischster Erregung unter uns Jungen; der Freideutsche Jugendtag, der zur selben Zeit in Jena stattfand, hatte den ganzen Zustand tiefster Aufgewühltheit offenbar gemacht, in der sich die revolutionäre Nachkriegsjugend Deutschlands befand, der Kongress war bis zum Bersten mit weltanschaulichen Spannungen geladen, gehörten doch die völkischbürgischen Gruppen, die später in den deutschen Faschismus der Nazis übergehen sollten, noch zur Jugendbewegung, während andererseits auch eine Elite junger Kommunisten bereits heftig am Werke war, sie zu beeinflussen. Abseits der Ideologien interessierte uns aktive Sozialisten mehr die Aufgabe, die vor uns lag, der Kampf um die Gestaltung eines neuen Deutschland. Und in dieser Hinsicht war unsere Aufmerksamkeit leidenschaftlich durch die Vorgänge in München gefangengenommen, wo eine Anzahl unserer studentischen Freunde, geführt von Ernst Toller, bewaffnet die jungen Freiheiten mit der revolutionären Arbeiterschaft gegen eine Herrschaft des republikanischen Mittelmasses verteidigte, für die die Reaktion in Gestalt von Regimentern des nicht aufgelösten Heeres und von Freikorps hakenkreuzlerischer Provenienz nur allzu bereit aufmarschierte. Die Idee eines Telegramms an Toller wurde begeistert aufgenommen, sie einigte die Gemüter für eine kurze Zeit, wie die Befreiung des von reaktionären Professoren verhängten Hodler-Bildes vom Auszug der Studenten gegen Tyrannei und Unterdrückung, die wir spontan durchführten, es getan hatte. Dann setzte sich jener Streit der Ideologien fort, der erst endete, als die realen Tatsachen in Deutschland nicht einmal mehr ihre Erwähnung erlaubten.

Die Ideologen diskutierten später im Exil weiter, aber sie hatten frühzeitig die Kunst entwikkelt, alle anderen, die nicht ihrem dogmatischen Starrsinn folgten, als im Widerspruch zu eben diesen "realen Tatsachen", als "Salonsozialisten", "Edelkommunisten", als schädliche Kritiker oder gar ganz einfach (als ob das nicht ihresgleichen schon genug sage!) als "Dichter" und "Schriftsteller" zu denunzieren. Dies war auch das Schicksal Ernst Tollers. Er sass gefangen in Niederschönenfeld, die Schwalben waren seine Gefährten, aber kein Hahn krähte nach ihm.

Ich war damals Redakteur des "Hamburger Echo", des nach dem "Vorwärts" grössten Organs der deutschen Sozialdemokratie, aber ich war nur der einflusslose Benjamin des Blattes. Als es mir nicht gelang, etwas Positives für Tollers Befreiung zu tun, unternahm ich einen Gewaltstreich, der mich meine erste und zwar glänzende Position in der deutsche Presse hätte kosten können. Ich verfasste und veröffentlichte einen "offenen Brief" an den damaligen sozialdemokratischen Reichsjustizminister Dr. Radbruch und forderte ihn auf, Toller freizulassen.

Die Veröffentlichung war nur an einem Platze des Blattes möglich, über den ich volle Verfügungsgewalt hatte, und das war die mir anvertraute Jugendbeilage, aber ich hatte für den Fall, dass das Unternehmen vorzeitig entdeckt und verhindert werden sollte, vorsorglich Abzüge herstellen lassen und den "Offenen Brief" an einige Freunde in anderen Redaktionen mit der Bitte um Abdruck geschickt. Ich fühle noch heute das Zittern in allen Gliedern, die Furcht vor der eigenen Courage, als der Sonnabend kam, an dem die Nummer, die die Jugendbeilage enthielt, gedruckt wurde. Ich hatte meine Seiten umbrochen, aber ich wagte mich nicht in die Druckerei, als die Tagesausgabe hergestellt wurde. Mit lächelnder Nachsicht, aber nachdrucksvollem Ernst, hatte mir mein Gönner und Mentor, früher der leitende Kopf des Blattes, Hamburgs Kultusminister Senator Emil Krause, es seinerzeit ausgeredet, als ich ihn fragte, ob man nichts für Ernst Toller tun könne. Er hielt mich für einen etwas zu ungestümen jungen Idealisten, wie er es auch einmal war, und sah wohl seine Aufgabe darin, aus mir nach "Stutzung der Flügel" einen braven, parteifrommen und brauchbaren Schreibtischbeamten zu machen. Aber da waren andere, die nicht den weiten Horizont Krauses hatten, und für Ernst Toller eine Art radikalen Gottesbeiuns' bedeutete, der hinter vier Mauern durchaus am rechten Platze war, aber doch mindestens selbst schuld war, wenn er sich dort befand. Und diese Bonzennaturen hatten den aktuellen Einfluss innerhalb der Redaktion. Aber es gab kein Zurück, ich hatte vor einem wachsenden Kreis der hamburger jungen Sozialisten eine gewisse Führer-Verantwortung, und der Schuss ging hinaus.

Ich stand am Ausgang der Druckerei, als die Maschinen anzogen, nahm die noch warme Nummer des "Echo" und verzog mich zum nahen Dammtor-Bahnhof. Eine Stunde später lag ich mit einer Gruppe junger Freunde am Elbestrand. "Gehst Du Montag überhaupt noch hin?" fragte Lisa Callies.

Die Sache lief verhältnismässig harmlos ab. Ich bekam von einigen älteren Kollegen unabhängig voneinander den Kopf gewaschen, aber wir waren eine kollegiale Redaktion ohne Chef, und eine entscheidende Massregelung oder gar Entlassung konnte nur die Pressekommission aussprechen, die alle paar Wochen tagte. In ihr aber sassen auch Krause und — mein Schwiegervater in spe. So schlimm konnte es also nicht werden; was blieb und eines Tages zu einer Lösung meinerArbeitsgemeinschaft mit ihnen führen musste, war die Ueberzeugung der Kollegen, dass sie sich da einen unangenehmen "Radikalinski" aufgeladen hatten, jemanden, der es in peinlicher Weise ernst nahm mit dem Sozialismus. Die Kämpfe innerhalb der Redaktion hörten denn auch nie auf, bis ich sie verliess. Uebrigens kam von Radbruch ein Brief, den ich in meinem Archiv bis ins Exil mitgeführt hatte, um ihn 1935 Toller für seine Memoiren nach Amerika zu senden. Darin dankte mir Radbruch für meine gute Meinung von ihm. Er würde sie ja gern rechtfertigen, aber leider könne er gemäss der Reichsverfassung nicht in die bayerische Justizhoheit eingreifen. Ja, so war das. Sie konnten nicht, sie durften nicht. Wollten Sie überhaupt?

Radbruch war zweifellos ein besonders kluger, gebildeter und gutwilliger Mensch. Ein Mann, der von ethischen Gesichtspunkten aus einen Sozialismus der kulturverpflichteten Menschlichkeit vertrat. Wir hatten in Kiel, auf einer Reichstagung der Jungsozialisten, eine lange Unterhaltung über Erziehungsprobleme, die er in den Vordergrund rückte. "Haben wir dazu Zeit?" fragte ich ihn. "Wir müssen sie uns nehmen", meinte er. Als er Reichsjustizminister geworden war, musste er Tagesprobleme lösen, die keinen Aufschub duldeten. Da waren die Paragraphen-Ungeheuer einer, wie wir meinten, untergangsreifen Gesellschaft. Entweder sie frassen uns auf oder sie wurden vernichtet. Menschen wie Radbruch vermuteten, dass sie einen dritten Weg gehen könnten. Sie gingen auch, aber es gab diesen Weg garnicht. Sie waren die Tragöden auf der Bühne der deutschen Revolution von 1918 neben den Komödianten, die das Neue garnicht wollten, und den Tragikkomikern, die blindslings ihrer Ideologie nachliefen. Die sozialistischen Aktivisten aber erhielten nur ganz vereinzelt kleine Chargenrollen. Die Stars von "Ruhe und Ordnung" spielten alle anderen an die Wand und die Charlatane des Dogmas analysierten das Gestern so glanzvoll und interpretierten das Morgen so faszinierend, dass niemand hörte, wie wir "Heute! Heute!" schrien.

Ich habe Ernst Toller sehr geliebt.

Oft und oft habe ich die Verse seiner "Wandlung" gesprochen. Als ich ehrenamtlicher Stadtrat in Zwickau war und auf die Theaterverwaltung Einfluss hatte, liess ich seine genial gesehene Folge der Erlebnisse jenes Mannes aufführen, der nach jahrelanger geistiger Umnachtung wieder zum Erleben der Welt erwacht und sie nicht mehr begreift. Zuletzt stand ich vor dem Vorhang der "Volksbühne" in Plauen im Vogtland, wo wir "Feuer aus den Kesseln" zum ersten Male aufführten, und sprach zu einer der fortschrittlichsten Gemeinden des schon am Rande des Absturzes stehenden Reiches über den Dichter. In Berlin sassen wir in später Nacht zusammen, seine Haare waren ergraut, einer der gläubigsten Menschen unserer Generation war zernagt vom Zweifel, ob es mit diesem Volke noch Zweck habe.

Trotz aller Rückschläge hat Ernst Toller bis zuletzt immer dort in vorderster Reihe gefochten, wo es galt, den Menschen zu retten vor dem Untergang in der Barbarei. Elende Dummköpfe versuchten ihn zu diffamieren, weil er das Schöne liebte. Ueberhebliche Zensurenschreiber notierten, dass seine dichterische Kraft nachgelassen habe. Schmutzfinken trompelten nach im amerikanischen Exil auf seinem Andenken herum. Angesichts der schaudernd erkannten Vergeblichkeit eines bis zur Selbstverschwendung geführten Kampfes gegen die Kriegspläne des Faschismus griff er oft zum betäubenden Narkotikum des Glases. Er hatte ein glühendes Herz in eine Zeit gebracht, die eiskalte Rechner gestalteten. Als dieser kultivierte, feinsinnige Mensch mit dem zartesten Instrument, die aus dem Gefühl geborene Idee zu Wort und Tat werden zu lassen, in jene Welt verpflanzt wurde, in der die Flaschenkinder bereits mit dem Revolver hantieren, und die brutale Naivität eines dollarjagenden Hautens nur den "thrill" des äusseren Erfolges und der Sinne kennt, da zersprang die letzte klingende Saite seiner Seele.

KLEINES KLINGEN

VON KATJA MUNGK

Januar

Ich heisse Glinka. Weil Mutter auf das kleine Klingen in sich gelauscht hat. Und das war ich. Als es Geschrei geworden, hat sie es nicht mehr hören können. Vater liess mich Glinka nennen, aber sehen wollte er mich nicht. Er hat mir nicht verzeihen können, dass statt ihrer ich nun lebe; lahm — und sinnlos scheint ihm, und das scheint mir auch.

Nur wenn manchmal Menschen kommen und mir danken, nur ganz einfach, weil ich bin, weil ich ihnen Spiegel bin; dann wächst doch ein Glauben in mir, dass Gott es so gewollt hat, dass nichts lebt, was keinen Sinn hat und nichts stirbt, das nicht zu Ende. — Es gibt ein altes Kindermärchen, das sich immer in meine Träume gedrängt hat, so schrecklich und so wahr ist es: Eine Mutter überlebt ihre sieben Söhne, die bei einer Epidemie dahingerafft werden. Sie hadert und betet. Und im Gebet sieht sie die sieben Leben furchtbar sich vollenden. Und sie begreift — und dankt — und stirbt . . .

Eine Taube hockt auf meinem Fensterbrett. Jeden Tag um diese Stunde, wenn sie weiss, dass ich allein bin, kommt sie, mir aus ihrer wildbewegten Vergangenheit zu erzählen. Oben auf der Notre-Dame, dicht unter der furchterregenden Chimere wohnt sie. Ach, sie ist so welterfahren. Aufgeplustert, wichtigtuend wie ein kleiner Pinguin, wirft sie mir ihr ganzes Wissen in den stillen Raum hinein. Und was ich nur von Bildern und Erzählung kenne, wier in mir Erinnerung, besitze ich, als hätte ich selbst auf Türmen gestanden. Ich lasse meine Träume fliegen. — Wärest Du eine Brieftaube — flieg zu Dr. Marshall hin. Auch ohne Briefchen wird er Dich verstehen.

Ich liege schon jahrelang, so lang wie ich nur denken kann. Nicht immer hier. Doch nicht viel hat sich verändert: die Tapete, die Aussicht, die Bedienung. Zwei Sittiche sind gestorben, zwei neue eingezogen. Gefangene wie ich, nur mache ich nicht ganz so viel Lärm. Ob ihr Geschrei wohl immer Klage ist? Oder ob sie die Freiheit längst vergessen haben. Mein Käfig ist klein, viereckig niedrig wie ein Kasten. Decke und Wände blau gestrichen, verstecken sich hinter Büchern und Bildern. Liegend seh ich über mir Rembrandts Saint Mathieu inspiré par l'Ange, sitzend meine vielen Bücher-Freunde, bunte, ernste, fremd und vertraut zugleich, immer da. Die Lampe ist ein Globus. Hab ich's nicht doch gut? Und wenn ich Sehnsucht habe nach Menschenstimmen, brauche ich nur den runden kleinen Knopf am Radio umzudrehen, und die ganze Welt kommt zu mir.

Sonderbar, dass dies mein Leben ist. Es gibt darin aber auch lebendige Menschen, die manchmal hier neben mir auf dem Diwan hocken. Ja, ein richtiger orientalischer Diwan ist das, und auf seiner Decke ist in bunten Farben der ganze Zoo versammelt. Mein Kopf liegt auf dem Kamel, meine Füsse auf dem Rücken eines Elefanten gleiten manchmal bis zu den Eisbären hin. Den Diwan habe ich mir zum Träumen gewünscht. Nun bin ich die Prinzessin aus Tausend und einer Nacht. Und wenn Dr. Marshall kommt, dann erzähle ich ihm meine Märchen. Aber er tut so geheimnisvoll in der letzten Zeit, als habe er eine grosse Ueberraschung für mich bereit. Ich glaube fast, er hat meine Geschichten aufgeschrieben und will sie einmal mir alle geben. Sie sollen nur für ihn sein. Denn in ihm suche ich mich zu finden. Ohne Worte — in welcher Haltung, mit welchem Ausdruck er es aufnimmt — weiss ich, ob es echt ist oder schlecht, was aus mir spricht. Schon vor meiner Geburt hat er mich gekannt, weil Mutter seine Patientin war, die unfolgsam mich gegen seinen Willen bekam. Und da bin ich also. Wie ich aussehe, weiss ich nicht; ich habe nie nach einem Spiegel verlangt. Fürchte ich mich davor, mich zu kennen oder ist es nur unwichtig? Manchmal nennt mich der Doktor scherzhaft "Madame Récamier" und dann könnte ich heulen. Was würde Mme. Récamier gesagt haben, hätte man sie Glinka Mancel genannt Jeder muss doch er selbst sein.

Schwester Anna ist da. Puh, wie sie wieder geschminkt ist. Weil sie weiss, dass der Doktor gleich kommt, mir die Spritze zu geben. Ich glaub, sie ist furchtbar in ihn verliebt.

— — — — — — — — — — — —

Und dabei hatte er gar keine Zeit, musste gleich wieder fort zu einem Schwerkranken. Nur ein Buch hat er mir dagelassen. Fast alle Bücher sind ja von ihm. Bis auf die nie gelesenen utopischen Romane, die von Herrn Greifenhagen, einem Geschäftsfreund meines Vaters sind. Kaufmann, Prädikat: treu, ehrlich, fleissig. Und auf der Suche nach einer Frau. Leider. Denn er ist auf die absurde Idee gekommen, das müsste ich sein. Seit einem Jahr bekomme ich jeden Morgen Blumen oder Obst oder beides. Es begann damit, dass er glaubte, mir Vater ersetzen zu müssen, den er ja immer auf Reisen wusste. Das Wort Vater löst in mir die Assoziation: Telegramm, Scheck und das Bild eines überlebensgrossen, energieüberladenen Mannes aus. Vielleicht übertreibe ich, weil mir liegend alles gewaltiger scheint, als es ist. Aber Vater ist so gesund, dass er Krankheit nicht begreifen kann; und allem, was ihm unbehaglich ist, weicht er aus. Manchmal kommen dann vom schlechten Gewissen diktierte zärtliche Telegramme. Mein lieber dummer Vater, ich kann ihm gar nicht böse sein. Oder vielleicht, weil er mir den guten Herrn Greifenhagen

---

Mensch dort hatte die gleiche schlichte, eindrucksvolle Art, die gleiche intensive Liebesstrahlung — und das Mädchen wusste jetzt, dass es die Rolle war, nicht die Person, die diese Strahlung ausübte. Sie schien innerlich aufzuwachsen. Sie wusste, dass sie ihrem verstorbenen Idol nicht untreu würde, wenn sie ihre eigene Person von ihm abtrennte. Es war ein seltsamer innerlicher Abschiedsmoment: ihre schwärmerische Mädchenzeit, war vorüber. Sie blickte sich um — so viele Aufgaben schienen ihrer zu harren, es war sinnlos, auf das Auftauchen eines Geistes zu warten.

Peter berührte behutsam ihre Schulter: es war Zeit für ihren Auftritt. Die ungerechten Richter hatten Jesus abgeurteilt: "Was macht es, ob er schuldig oder unschuldig ist? Das Staatsinteresse verlangt seine Vernichtung." Jetzt schleppte er sein Kreuz die Strasse herauf.

Zwischen den klagenden Frauen Magdalena und Veronika kam Maria auf die Bühne, um den Gemarterten zu begrüssen. "Muss ich ihn so sehen, zum Tode geführt, wie ein Uebeltäter zwischen Uebeltätern! Geht mir's doch wie ein Schwert mitten durchs Herz!" Es war die berühmte Klage der Hallsteiner Maria, die da aus Mariandls Worten hervorströmte. Sie streckte die Arme zum Himmel, ihre leuchtenden Augen flossen über, es war, als ob sie sich wirklich in der Gegenwart des Erlösers wähnte. Sie richtete sich auf, ihm nach, sie war wie eine liebliche Blüte, die zur falschen Jahreszeit durch den Schnee gebrochen war und die in der Kälte dahinwelkte. Bei der Stelle, wo sie in die Arme des hilfsbereiten Johannes zu sinken hatte, warf sie einen Blick hinter sich, der nicht in der Rolle vorgeschrieben war — es war nicht Hans Stampfl, der sie auffing.

Während sie zu ihrer Garderobe ging, fragte sie nebenbei ihren Vater: "Wo ist denn der Fremde, der vorhin mit dir war?"

"Weg", sagte der Alte einsilbig.

"Hoffentlich passiert ihm nichts. Welchen Weg ist er denn gegangen?"

"Zur Gampneralp hinauf. Der weiss sich schon zurechtzufinden. Mariandl, mein Kind — herrlich spielst du. Ich bin froh, dass ich diesen Moment erlebt hab!"

Mariandl nickte ihm lächelnd zu und eilte in die Garderobe. —

Inzwischen tobte sich Judas auf der Bühne aus. Realistisch und temperamentvoll stellte er dar, wie ihn das böse Gewissen plagte. Es war meisterhaft, wie er dem Rat die dreissig Silberlinge vor die Füsse warf und in die Oede entwich. Er raufte seine brandroten Haare, in wilder Selbstverwünschung sprudelte er kaum verständliche Worte hervor. Er schaute dabei zu den Kriegskrüppeln hinunter, er schien die Augen nicht von ihnen losreissen zu können. "Von allen verstossen, selbst von denen, die mich angestiftet haben, als Verräter gebrandmarkt —" Huber schlang seinen Gürtel um einen Ast des kahlen Baumes. Seine Verzweiflung war meisterhaft zum Ausdruck gebracht. Die Zuschauer schwiegen erschüttert und fingen erst an, entsetzte Gesten zu machen, als ein Windstoss Judas' Leichnam ins Schaukeln brachte. Der Vorhang wurde hastig herabgelassen.

Von halber Höhe des Berges warf Mariandl einen Blick auf ihr Heimatdörfchen, das sie so lang in einem Bann gefangen gehalten hatte. Jetzt wusste sie sich befreit; sie blickte zu den Schneegipfeln hinauf, sie fühlte, dass sie mit ihrem Leben anfangen konnte, was sie wollte. Sie sprang über die Felsen und Alpenblumen und sang hell vor sich hin: "Und dein Schatz heisst Mariandl, ja, dein Schatz heisst Mariandl!"